

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 10.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1880]

## Die Schwestern.

Roman von M. Kaufsky.

(9. Fortsetzung.)

In dem Augenblick ward er von rückwärts erfaßt und etwas rauh zur Seite geschoben. Es war der Fußgänger, der des Wegs dahergekommen und Zeuge dieses Vorgangs gewesen, es war Alfred Depauli, der die Gruppe erreicht und sich herangedrängt hatte. Im ersten Augenblick hatte er weder die Motive dieser That, noch die Persönlichkeit ihrer Helden sich zu deuten vermocht. Er fand ein Mädchen allein, auf dunkler Straße einen Beweis ihrer Unerblichkeit, ihrer Hochherzigkeit geben, aber für wen und in welcher Gesellschaft? Erst, nachdem er einen Theil des Dialogs gehört, ward er einigermaßen über die Situation aufgeklärt. All' sein Interesse, all' seine Theilnahme erwachte für dies junge edelmüthige Wesen, das in zitternder Erregung hier am Ort ihrer That einem Trupp roher Bursche gegenüberstand, die es umdrängten, sodaß kaum ein kleiner Strahl des Lichts dasselbe erreichen konnte. Er vermochte ihre Gesichtszüge nicht zu unterscheiden, aber er hörte ja, daß sie jung und hübsch sei, und er wußte nun, daß ihre Aufopferung allein sie in diese falsche Situation gebracht hatte. Und jetzt hatte er den Berwegenen, der ihr zu nahe gekommen, zurückgeschleudert, und an sie herantretend, ergriff er ihren Arm und zog ihn in den seinen.

„Mein Fräulein,“ sagte er ehrerbietig und voll männlicher Würde, „nehmen Sie meinen Schutz an, und erlauben Sie mir, Sie von hier hinweg und nach Ihrer Behausung zu führen.“

Ein Murren erhob sich unter den Herumstehenden und mehrere Stimmen wurden laut.

„Oho, den haben wir gebraucht, der ist uns abgegangen.“

„Und beschützen will er sie, vor wem denn? Doch nicht vor uns.“

„Haben wir ihr vielleicht etwas gethan?“

„Nicht angerührt haben wir sie.“

„Glaubt er, weil er ein' bessern Rock anhat, er dürft' uns verdächtigen? oho!“

„No, und ist er vielleicht schüchtern, der da, der; der nimmt sie gleich um den Leib.“

„Der untersteht sich das!“

„Das Fräulein ist dem Umsinken nahe,“ sagte Alfred besorgt, „sehen Sie denn das nicht.“

„Freilich, das Halten hätten wir auch getroffen, o ja, grad' so gut,“ bemerkte der eine und der Stämmige rief, sich vordrängend, voll eifersüchtigen Bornes:

„Ich denk', die Fräul'n vor Ihren Unverschämtheiten zu beschützen, wär' wohl am nöthigsten, und ich werd's thun, lassen Sie sie los.“

Drohend wandte er sich gegen Alfred.

Auch die übrigen nahmen eine feindliche Haltung an. Dies alles hatte sich unendlich rasch abgespielt, viel rascher, als man das beschreiben kann. Marie, die sich, als sie allein den Männern gegenüberstand, nur mit der äußersten Anstrengung aufrecht erhalten, die jeden Augenblick daran war, das Bewußtsein zu verlieren und der nur das Erkennen ihrer gefährlichen Lage die Kraft verlieh, ihr Stand zu halten, sie überkam bei dem unverhofften Auftreten Alfreds, bei seinem Anblick ein süßes, jubelndes Gefühl des Geborgenseins, aber damit schwand auch ihre Kraft, sie lag an seinen Schultern, an seiner Brust, die Augen geschlossen, ganz ihm anheimgegeben; der drohende Ton der Menge schreckte sie aufs neue empor, ohne ihr das völlige Bewußtsein wiederzugeben; nur instinktiv erkannte sie, daß auch für ihn Gefahr vorhanden war, und so, noch halb im Taumel, voll Herzensangst, vom Schreck erfaßt, schmiegte sie sich enger an ihn an und wie ein Herzenslaut, so drangvoll, so voll Unmittelbarkeit sprang der Ruf über ihre Lippen: „Alfred!“

Ueberrascht, bewegt, drückte er das Mädchen an seine Brust.

„Fürchten Sie nichts,“ bat er, dann wandte er sich mit festem Ton und festem Blick an die Bedränger.

„Zurück und Platz für uns, ich dächte doch, die Sache stünde anders — das Fräulein kennt mich und ich kenne sie, ich habe darum ein Recht, wohlgemerkt, die Pflicht, mich ihrer anzunehmen und sie nach Haus zu führen. Drum machen wir ein Ende, laßt uns fort.“

Ein noch drohenderes Gemurmel erhob sich

Der Fleischer, den bei der ganzen Affaire seine Pferde am meisten interessirten und in Anspruch nahmen, eilte nun herbei.

„Was giebt's denn da?“ rief er, „wer will sie führen? ich werd' sie führen und niemand sonst, das ist doch selbstverständlich,“ und zu Alfred sich wendend, der sie noch immer umfaßt hielt:

„Ich kenne sie auch, Gott sei Dank, und sie kennt mich, nicht wahr, Fräulein Marie, und ich bin ein anständiger Bürger und ein gefeierter Mann, Gott sei Dank, nicht wahr, Fräulein Marie, und darum muß ich Sie der Mama übergeben, und mein Wagen ist wieder in Ordnung, und sie können gleich einsteigen, und so kommen Sie auch am geschwindesten nach Haus.“

Das war allen einleuchtend.

Die Umstehenden lachten und klatschten in die Hände, sie schienen von dieser Lösung befriedigt.

Das Fräulein ging nicht mit dem jungen Herrn, er mußte sie loslassen, das war ihnen die Hauptsache.

Der Wirth, der längst schon seine Gäste gern wiedergefammelt hätte, fand, es sei Zeit, ins Gastzimmer zurückzukehren, und die meisten, für die die Sache mit diesem friedlichen Ausgang allen Reiz verlor, folgten ihm dahin nach.

Marie athmete auf, die Gefahr war vorüber, sie vermochte sich zu sammeln, zu einiger Klarheit des Denkens zurückzukehren, aber damit erwachte auch das Gefühl der Scham; eine unsägliche Verwirrung kam über sie, als sie sich in seinen Armen fand und sie entzog sich ihnen fast allzuhaftig.

Sie that einige Schritte dem Fleischer entgegen.

„Meister Frühlwirth,“ sagte sie mit einem Ton, der noch bebend klang, und als ob sie mit Thranen kämpfte, „ich fahre mit Ihnen, bringen Sie mich nach Hause.“

Er nahm sie bei der Hand, führte sie nach dem Wagen, der jetzt ziemlich entfernt stand, und hob sie sogleich hinauf. Er schob ihr eine grobe Decke zu und sie setzte sich zurecht. Alfred war ihr nachgefolgt; er trat so nahe heran, daß er sich an den Wagen lehnte; er sah zu ihr hinauf, aber so sehr er sich auch Mühe gab, er vermochte in der herrschenden Dunkelheit ihre Gesichtszüge nicht zu unterscheiden, und kaum die Umrisse festzustellen.

„Ich darf Sie also diesem Manne, in den Sie so viel Vertrauen zu setzen scheinen, ohne Sorge überlassen?“ fragte er sie in leisem, theilnehmendem Ton.

„Gewiß,“ antwortete Marie, noch etwas beklemmt, „er ist verlässlich, er bringt mich rasch und wohlbehalten zu den Meinen.“

„Dann leben Sie wohl, mein Fräulein.“

„Ich danke Ihnen.“ Es klang ihrerseits so bewegt.

„Wofür?“ fragte er, „Sie haben mir keine Gelegenheit gegeben, mich Ihnen nützlich zu machen;“ er langte gleichwol nach der Hand, die sie, sich abwärts biegend, ihm entgegengestreckt hatte, und dann, plötzlich innehaltend, ihm doch nicht überlassen wollte. Er erhaschte sie, und hielt sie mit leisem Druck einen Augenblick in der seinen, und wieder sah er mit wachsender Neugier, mit Augen, die die Nacht durchdringen wollten, zu ihr auf.

„Sie sprachen vorhin meinen Namen aus, Sie kennen mich also?“ fragte er. „Ich behauptete freilich dasselbe den Leuten gegenüber, und doch war es eine Lüge, machen Sie's zur Wahrheit, sagen Sie mir, wer Sie sind.“

Niemand bemerkte die glühende Röthe, die in Mariens Wangen aufstieg. Sie sollte ihm also ihren Namen sagen, ihm, dem sie schon so innig gut war, noch eh' sie ihn gesehen, und der ihr, als sie ihn zum erstenmal gesehen, so über alles herrlich und liebenswerth erschienen war, aber ihr dächte, als wenn sie ihm mit ihrem Namen, mit ihrem Anblick zugleich auch das Geheimniß ihres Herzens offenbarte. Sie zögerte.

Da schwanke der Wagen unter dem Griff des Fleischers, er hatte sich hinaufgeschwungen und die Zügel ergriffen. Die Pferde zogen sogleich an, Alfred hatte eben nur Zeit, zurückzuspringen. In der nächsten Sekunde rollte das leichte Gefährt vorwärts, und bald war es den Augen des Nachsehenden entschwunden.

Die Wenigen, die sich noch außen befanden, riefen Alfred einige höhnende Worte zu.

Er achtet ihrer nicht. Er drückte den weichen Filz tiefer in die Stirn und ging der Stadt zu.

Ihn beschäftigte das soeben Erlebte voll und ganz, und schon war seine Phantasie geschäftig, es in allen Einzelheiten auszumalen, den Eindruck, den es auf ihn hervorgebracht, noch zu vertiefen.

Wieder sah er die jugendliche Mädchengestalt sich den Pferden entgegenstellen, sah diese zurückgerissen sich wild aufbäumen, und wie er sich nun hastete, um näher zu kommen, sah er die dunklen Gestalten aus der Schenke hervorstürzen, jede von ihnen eine Charakterfigur; er konnte bemerken, wie sie das Mädchen umdrängten, es anstarrten, mit wachsender Lüsterheit es bedräuten. Und diese Gruppe war nur von einer Seite mit dem röthlichen Licht, das aus der geöffneten Thür auf die Straße fiel, beleuchtet, diesen Gegenständen einen noch phantastischeren Anstrich verleihend, indeß alles sie Umgebende in dunkle Nacht versank. Es war ein Bild, romantisch und düster wie ein Salvator-Rosa. Dann verweilte seine Erinnerung wieder bei einem spätern Moment, der sich ihm noch tiefer in die Seele gegraben.

Er stand im Kreise dieser Volksfiguren und hielt das heldenmüthige Mädchen in seinen Armen, sie schmiegte sich an ihn und — „Alfred!“ rief sie.

Wie kam es, daß sie ihn so nannte? Daß in diesem Augenblick der Seelenangst, der halben Besinnungslosigkeit, grade diese vertrauliche Benennung ihr von den Lippen fiel? sollte man nicht glauben, daß sie ihr geläufig war? Es berührte ihn seltsam. Und vollends der Ton, in dem sie seinen Namen aussprach, er klang in seinem Herzen wieder. So erinnerte er sich des kleinsten Umstands, und das Bild des Mädchens verklärte sich ihm immer mehr.

Einmal brach wohl in seiner Stimmung etwas wie Unmuth durch und er mußte seinen plötzlichen Enthusiasmus selbst belächeln, er höhnte sich ob seiner allzuleichten Erregbarkeit. Aber wenn ich diese nicht besäße, wäre ich ein Künstler? antwortete er sich darauf. Und daß ich freier athme, daß diese Apathie von mir gewichen, daß Empfindung und Gefühl wieder bei mir eingelehrt sind, daß ich mich wieder für irgendetwas zu erwärmen, daß ich es mir zu idealisiren vermag, ist es nicht ein Beweis wiedergewonnener Kraft und daß ich gesunden werde? muß ich mich nicht darüber freuen? War doch all' mein Schaffen gelähmt, war ich doch fast erdrückt von meinem Unglück. Vielleicht werde ich jetzt wieder arbeiten können.

Er hätte gern das Ereigniß zu einem Bilde zusammenfassen, er hätte es malen mögen, aber wie? hatte er doch seine kleine Heldin nicht einmal gesehen.

Es begann ihn zu quälen, daß er nicht im Stande war, sich das Gesicht des Mädchens zu vergegenwärtigen. Er dachte, daß es schön sein müsse, aber wenn er ihm auf der Straße begegnete, er würde es nicht wiedererkennen; und ebensowenig kannte er ihren Wohnort, ihre Familie, ihren Namen. Aber grade das reizte ihn. Er mußte es zu erfahren suchen. Er wußte, daß sie Marie heißt und daß sie ihn kannte.

An dieses Faktum schlossen sich neue Betrachtungen und Combinationen. So waren sein Kopf, seine Sinne ganz mit diesem neuen Abenteuer beschäftigt. Schon empfand er das Wohlthätige dieser Reaktion, die doch früher oder später eintreten mußte, wenn er sich nicht selbst verlieren sollte, und so gab er sich den neuen Eindrücken, ohne Widerstand zu leisten, hin.

#### Sechstes Kapitel.

Alfred hatte mit Fritz hinsichtlich dessen Verhältniß zu seiner Schwester einige ernste Auseinandersetzungen. Er konnte sich mit der fernern Aussicht, die sich dem Paare für eine Vereinigung darbot, nur wenig befriedigt fühlen, er hätte für Minna eine schnellere und sichrere Versorgung gewünscht, da er aber beide so fest in ihrer gegenseitigen Neigung, so standhaft und zum Ausharren bereit und namentlich so glücklich und genügsam fand, so blieb ihm nichts übrig, als sich in das nun einmal bestehende Verhältniß zu fügen. Er suchte nur Fritz zu bestimmen, sich mit der Gründung einer Existenz angelegentlicher zu beschäftigen. Er suchte ihn zur Kunst zurückzuführen, da es ihm schien, daß Fritz darin einige Fortschritte gemacht; die Wandmalereien der Kirche und das Portrait des hiesigen Bürgermeisters waren nicht übel gerathen, wenn sie auch eine große Flüchtigkeit bekundeten, und aus den umherliegenden Zeichenbüchern und Skizzen erlah er, daß Fritz mitunter sehr gelungene Naturstudien gemacht. Er sollte doch den Versuch machen, an einer andern Akademie, oder bei einem berühmten Meister als Schüler und zugleich als Gehülfe anzukommen. Aber Fritz wollte davon nichts hören. Das bedeuete ja wieder die Abhängigkeit und sklavische Nachahmung, und er werde und könne da nichts leisten. Wiederholt habe man ihn als Stümper bezeichnet, als Farbenkleber, der von allen Regeln der Kunst abweiche, und seine Beurtheiler hätten recht gehabt; jetzt sehe er es ein, er werde nie ein Bild in ihrer herkömmlichen Manier malen können und eine andere erlaube man ihm nicht.

Und er, der schon Gebrandmarke, er solle sich wieder in die Hände dieser akademischen Vorstände geben, seine Existenz abermals von ihnen abhängig machen? niemals!

Ein Maler ist nicht wie ein anderer Künstler, der von der Gunst des Publikums getragen wird. Wer versteht etwas von Malerei? Das große Publikum hat darin kein Urtheil, oder wagt es nicht, dasselbe auszusprechen, und hat auch keine Gelegenheit dazu. So ist der Maler einzig und allein von seinen Fachgenossen abhängig, ist abhängig von den Vorstellern der Ausstellungen, die ganz nach Gutdünken verfahren und Werken, die ihrer Art zu sehen, nicht entsprechen, den Weg zur Öffentlichkeit entweder immer versperren können, oder solchen nur mittheilidig einen Platz anweisen, wo sie gar nicht oder schlecht gesehen werden.

„Nein, ich will nichts mehr damit zu thun haben,“ entschied Fritz mit einiger Heftigkeit. „Ich hasse die Malerei, ich hasse die Maler, ich will Sänger werden. Da kann ich mich selber dem Publikum vorführen, und wenn ich das hohe O rein und mit voller Brust herauschreie, dann wird jeder, der Ohren hat, von meiner Kunst überzeugt sein und wird keiner weiteren Vermittlung bedürfen. Und wenn ich dann in einigen Jahren meine zwölftausend Gulden Gage habe,“ fügte er lachend hinzu, „dann werde ich meine Minna heimführen, und du Bruderherz, wirst's dann auch zufrieden sein.“

Alfred mußte über die Zuversichtlichkeit dieses Tenoristen lachen, die er nicht ganz zu theilen vermochte.

Er war hierauf zu Luise gegangen und hatte sie gebeten, ihm zu sagen, ob Fritz in der That eine Stimme habe, die für die Bühne sich eigne, und die sonstigen Fähigkeiten dafür besitze. Diese hatte zustimmend geantwortet.

Alfred hielt sich hierauf nicht mehr befugt, hindernd in diese Carrière einzugreifen, und so mußte er denn den Dingen freien Lauf lassen.

Am Morgen nach dem Ereignisse, das sich vor der Schenke abgespielt, hatten die Freunde in ihrem Stübchen den Morgenkaffee eingenommen. Fritz hatte hierauf seine Gesangsstudien begonnen und Alfred zu einem Buche gegriffen. Aber er war bald der Meinung, daß man bei einem solchen Geschrei unmöglich lesen könne, und er verließ das Zimmer, um bei den Schwestern anzuklopfen. Diese hatten bereits alles in Ordnung gebracht und saßen bei ihrer Arbeit. Sie empfingen ihn mit einem freudigen „Willkommen!“ Er selbst schien munterer, zum Schwätzen aufgelegter, als die Tage vorher. Er setzte sich zu ihnen an den Tisch, der in der Fenstervertiefung stand und suchte sich in scherzhafter Geschäftigkeit nützlich zu machen. Malchen lachte herzlich über diese Versuche. Sie fand den Bruder so allerliebste heute, viel vertraulicher als sonst und ungleich neugieriger. Er forschte nach ihren kleinen Leiden und Freuden, er wollte wissen, wie sie lebten, mit wem sie verkehrten, oder ob es immer so einsam um sie sei.

„O nein,“ meinte Malchen, „wir sind sehr oft bei unserer lieben Luise, und wir haben auch jüngere Freundinnen, die uns besuchen, aber sie kommen jetzt deinetwegen nicht hierher.“

„Das thut mir leid,“ bemerkte Alfred, „so war es nicht gemeint, aller Gesellschaft wollte ich euch nicht berauben, und eure Freundinnen —“

„Nein, nein,“ unterbrach Minna rasch, „ich begreife es ganz gut, daß es dir peinlich wäre, und dann —“ sie lächelte und sah ein wenig von ihrem Strohrahmen auf, „sie selbst würden ja nicht kommen, eben weil sie von deinem Hiersein wissen.“

„So? Sind sie denn alle so schüchtern und so diskret wie jene —“

„Welche?“

„Nun, die an jenem Abend hier war.“

„Ah, du erinnerst dich?“

„Wie hieß sie doch nur?“

„Marie.“

„Marie, wirklich Marie!“

„Freilich, aber was thust du, Alfred, du verwickelst mir ja die Seide? Alfred bat lachend um Entschuldigung wegen dieser Ungeheuerlichkeit und versprach alles in Ordnung zu bringen. Dann fragte er nur so obenhin:

„Ist sie vielleicht hübsch, diese Marie?“

„O gewiß,“ meinte Minna.

„Sie ist schön,“ rief Malchen mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, „weil sie so gut ist, und weil man dies in ihren Augen sieht, die all' ihre Güte offenbaren.“

Alfred nahm sie beim Kopf und küßte sie.

„Weißt du, Malchen, du bist eine kleine Poetin, trotz deines praktischen Sinns, und Ihr liebt sie also beide, diese gute, schöne Marie — wie ist doch ihr Familienname?“

„Weiß.“

„Ist sie verwandt mit der Musiklehrerin, Luise Weiß?“

„Sie ist ihre Nichte.“

„Wirklich!“

Minna sandte ihm einen freudig überraschten, aber inquisitorischen Blick zu.

„Interessirst du dich für Marie?“ Er suchte sich eine möglichst unbedingte Miene zu geben.

„Insofern, als sie eure Freundin ist, ja wohl.“

„Du solltest sie kennen lernen, Alfred.“

„Ich reise morgen ab.“

„Freilich, für diesmal ist's zu spät, aber du wirst wieder kommen, und du wirst dich dann besser, freier, fröhlicher fühlen, und wirst dich nicht so ängstlich vor all' den Leuten, mit denen wir verkehren, abschließen, nicht wahr, Alfred, du wirst dann ganz so sein, wie ehemals?“

Minna sah ihm liebevoll in die Augen. Er rückte noch näher an sie heran.

„Und bin ich's denn nicht schon?“ fragte er heiter, „bemerkt du noch Wolken des Trübfinns auf meiner Stirn? Die Luft der Berge, aber vornehmlich der Umgang mit euch, eure Theilnahme, eure Liebe haben sich wie Balsam auf meine Wunde gelegt, ich fühle mich wieder kräftig, — es dünkt mir fast, als sei ich geheilt.“

Malchen verließ ihre Arbeit und begann ihn zu lieblosen.

„Aber da ich euch so viel verdanke,“ fuhr Alfred fort, „so möchte ich euch gerne, und besonders dieser Kleinen da, mit irgend etwas eine Freude machen, sagt, wie das geschehen kann?“

(Fortsetzung folgt.)

## Ueber die geistigen Geseze, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist\*).

In Europa ging im ganzen die Richtung der Weltgeschichte dahin, die Natur dem Menschen, außer Europa, den Menschen der Natur unterzuordnen. Um z. B. die Geschichte Indiens zu verstehen, müssen wir die äußere Natur zu unserm ersten Studium machen, weil sie die Menschen mehr, als die Menschen sie beeinflusst; wollen wir hingegen die Geschichte eines Landes, wie Frankreich oder England, verstehen lernen, so müssen wir den Menschen zu unserm Hauptstudium machen, denn die Natur ist hier verhältnismäßig schwach, und so hat jeder Schritt in der großen Entwicklung die Herrschaft des menschlichen Geistes über die Mächte der Außenwelt verstärkt; unsre wachsende Erkenntniß setzt uns in den Stand, nicht sowohl die Natur zu beherrschen, als ihre Bewegungen vorherzusehen, und so manches Unheil zu vermeiden, welches sie sonst anrichten würde. Nur in Europa ist es dem Menschen wirklich gelungen, die Macht der Natur zu zähmen, sie unter seinen Willen zu beugen und zu zwingen, seinem Glück zu dienen und den allgemeinen Bedürfnissen des menschlichen Lebens unterthan zu werden. Sonst waren die reichsten Länder die, wo die Natur am gütigsten war; jetzt sind

es die, wo der Mensch am tätigsten ist. Wir wissen die Kargheit der Natur zu erkeken; ist ein Fluß nicht recht schiffbar oder ein Land schwer zu durchreisen, so können unsre Ingenieure den Fehler verbessern, dem Uebel abhelfen. Haben wir keine Flüsse, so graben wir Kanäle; haben wir keine natürlichen Häfen, so bauen wir künstliche. Diese Neigung, die natürlichen Verhältnisse nach unsern Bedürfnissen umzugestalten, zeigt sich sogar in der Verteilung der Bevölkerung, indem in den civilisirtesten Ländern Europas diejenige der Städte die des Landes überholt, und es leuchtet ein, je mehr die Menschen sich in großen Städten versammeln, destomehr werden sie sich gewöhnen, den Stoff ihres Denkens von der Beschäftigung im Leben herzuziehen, und sie werden sich zunächst weniger um die Naturerscheinungen kümmern, welche die ergiebige Quelle des Aberglaubens sind und durch die in den alten Kulturländern die Entwicklung des Menschen gehemmt wurde.

Aus diesen Thatfachen können wir schließen, daß der Fortschritt Europas durch einen verminderten Einfluß der natürlichen und durch einen vermehrten Einfluß der geistigen Geseze bezeichnet

\* Diese Arbeit ist eine allerdings für sich bestehende Ergänzung des die „natürlichen Geseze, welchen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist“, behandelnden Aufsazes in den Arn. 24 ff. des vor. Jahrg der „Neuen Welt“, auf welchen wir hiermit unsere wissenschaftlichen Leser nochmals aufmerksam gemacht haben wollen. Beide Arbeiten sind Auszüge aus Buckle's „Geschichte der Civilisation in England“. Red.

wird; ist nun das Maß der Civilisation der Triumph des Geistes über die Außenwelt, so wird es klar, daß für den Fortschritt der Menschheit die geistigen Gesetze wichtiger sind, als die natürlichen.

Gehe wir an die Untersuchung der Gesetze des geistigen Fortschritts herantreten, müssen wir fragen: Was ist dieser Fortschritt? Worauf die Antwort lautet: Ein zweifacher, ein sittlicher und ein intellektueller, wovon der erste sich auf unsre Pflichten, der zweite sich auf unser Wissen bezieht. Ein Volk kann nicht wirklich fortschreiten, wenn auf der einen Seite seine fortschreitende

Geschicklichkeit durch zunehmende Laster begleitet wird, oder auf der anderen Seite, wenn es zwar tugendhafter, aber auch zugleich unwissender wird. Dieser doppelte Fortschritt, der moralische und intellektuelle, ist für den Begriff der Civilisation selbst wesentlich und umfaßt den ganzen geistigen Fortschritt.

Daß wir unsre Pflicht tun wollen, ist der moralische Teil, daß wir wissen, wie wir sie zu tun haben, ist der intellektuelle Teil. Je genauer diese beiden Teile mit einander verbunden sind, desto größer ist die Harmonie, mit der sie wirken, und je genauer die Mittel dem Zweck entsprechen, desto vollständiger wird die Bestimmung unseres Lebens erfüllt und die Grundlage für den weiteren Fortschritt der Menschheit gelegt werden.

Wir haben nun festzustellen, welches von diesen Elementen geistigen Fortschritts das wichtigste ist, welches von beiden am kräftigsten wirkt, damit wir das schwächere Element den Gesetzen des stärkeren unterordnen können. Im großen ganzen wird die Menschheit in ihrem sittlichen und intellektuellen Betragen durch die sittlichen und intellektuellen Begriffe, die in ihrer Zeit vorherrschen, geleitet; natürlich werden manche sich über diese Vorstellungen erheben, manche dahinter zurückbleiben; die Mehrzahl aber zeichnet sich weder im Guten noch im Bösen aus, muß notwendig immer Mittelgut bleiben; weder sehr dumm noch sehr geschick, weder sehr tugendhaft noch sehr lasterhaft, sondern schläfrig

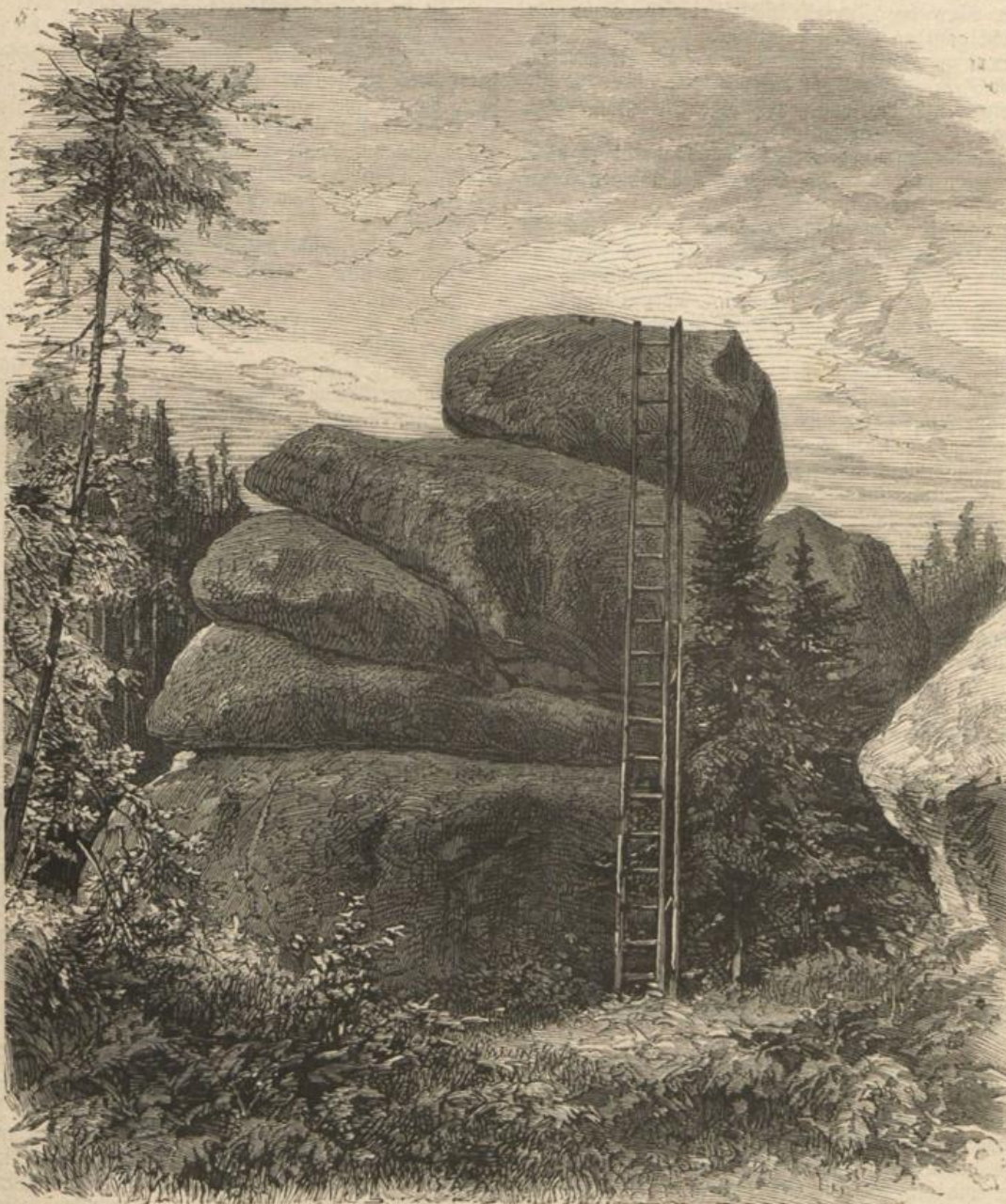
in ihrer friedlichen und ehrbaren Mittelmäßigkeit; nehmen sie die laufenden Tagesmeinungen an, untersuchen nichts, erregen keinen Anstoß, kein Erstaunen und halten sich nur eben auf gleicher Linie mit ihren Zeitgenossen, indem sie sich geräuschlos der sittlichen Regel und Geistesbildung ihres Landes und ihrer Zeit anbequemen. Schon eine oberflächliche Bekanntschaft mit der Geschichte lehrt uns, daß dieses Maß des Zeitgeistes sich fortwährend ändert und nie ganz das nämliche ist. Die Meinungen, welche in einer Nation populär sind, wechseln von Jahr zu Jahr.

Was in einer Periode als Wider Sinn und Kezerei angefeindet wird, das wird von einer neuen Periode als Wahrheit gepriesen; aber auch sie wird ihrerseits später wieder durch eine neue ersetzt.

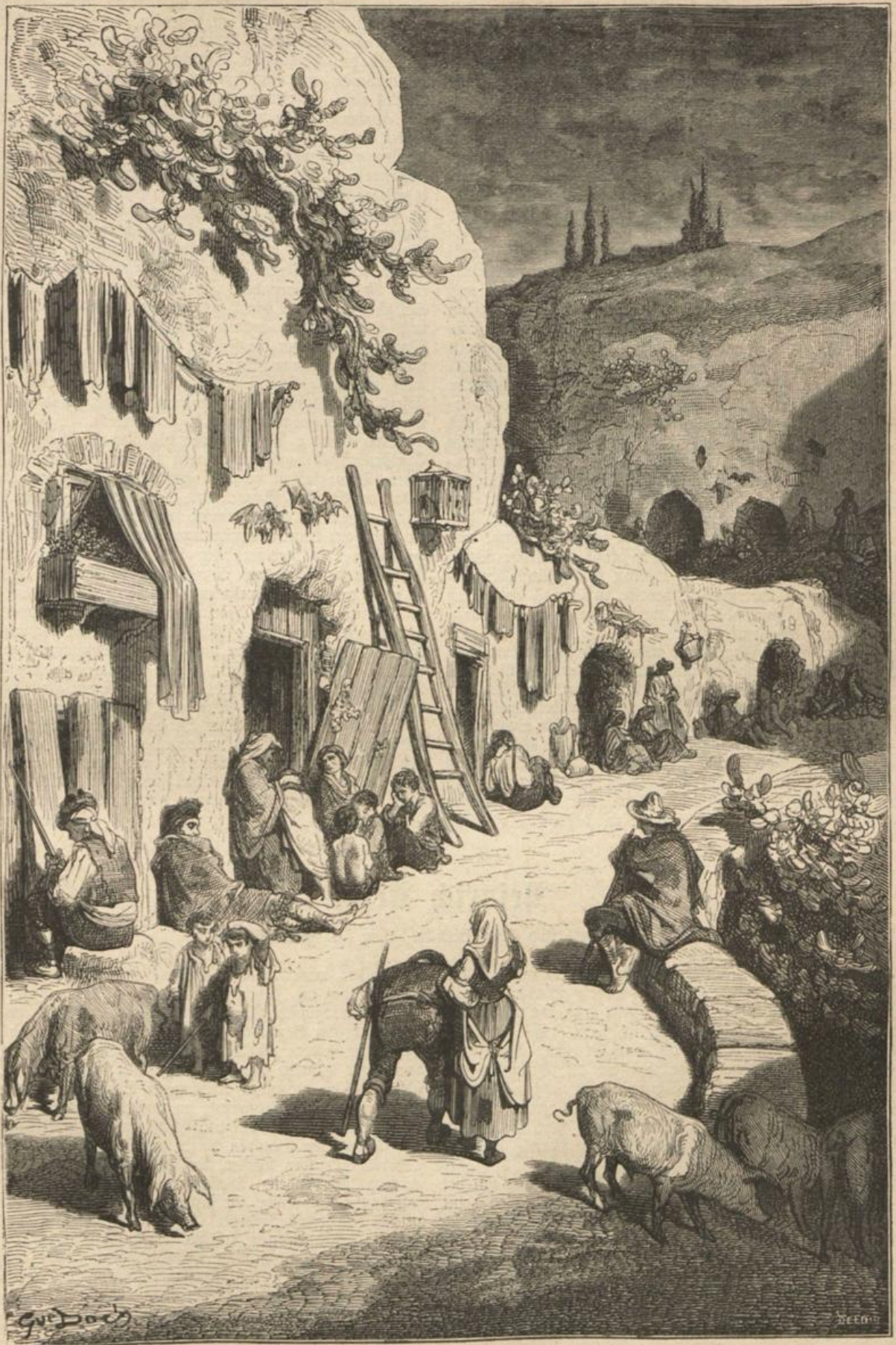
Suchen wir nach den Ursachen dieser außerordentlichen Unstetigkeit in dem gewöhnlichen Maßstabe der menschlichen Handlungen, so finden wir ohne Mühe, wie äußerst gering der Einfluß ist, den sittliche Motive oder die Gebote des sogenannten sittlichen Gefühls auf den Fortschritt der Civilisation ausgeübt haben.

Denn es findet sich ohne Zweifel nichts in der Welt, was so wenig Veränderung erlitten hat, als jene großen Grundsätze, welche die Moral-

systeme ausmachen. Andern Gutes zu thun, unsre eignen Wünsche zu ihren Gunsten zu opfern, unsern Nächsten zu lieben wie uns selbst, unsern Feinden zu verzeihen, unsre Leidenschaften im Zaum zu halten, unsre Eltern zu ehren, die Obrigkeit zu achten, dies und dergleichen mehr sind die Hauptfächer der Moral; aber sie sind seit jahrtausenden bekannt und nicht ein Titelchen ist ihnen hinzugefügt worden durch alle Predigten und Textbücher, welche Moralisten und Theologen zur Welt gebracht; auch das Moralsystem des neuen Testaments enthält keinen einzigen Grundsatz, der nicht schon früher ausgesprochen worden wäre, und zu behaupten, das Christentum habe der Menschheit vorher unbekanntes sittliche Wahrheiten mitgeteilt, beweist entweder grobe Unwissenheit oder geistliche Täuschung.



Der Opferaltar auf dem Aushardt. (Seite 122.)



Grottenwohnungen der Digeuner auf dem Monte sacro in Granada. (Seite 128.)

Vergleichen wir den stationären Zustand moralischer Wahrheiten mit dem fortschreitenden Zustande intellektueller Wahrheiten, so finden wir einen auffallenden Unterschied; alle Moralsysteme, welche großen Einfluß geübt, sind wesentlich dieselben, alle großen Gedankensysteme sind wesentlich verschieden gewesen. Hinsichtlich unseres sittlichen Betragens ist jetzt dem gebildetsten Europäer

nicht ein einziges Prinzip bekannt, welches nicht auch den Alten bekannt gewesen wäre. Im Verhalten der Intelligenz dagegen haben wir nicht nur in jedem Gebiete des Wissens die bedeutendsten Erwerbungen gemacht, wir haben auch die alten Methoden der Forschung umgestoßen und alle jene Hilfsmittel der Erfahrung und Beobachtung, welche Aristoteles nur dunkel ahnte zu einem großen Forschungsplan vereinigt und Wissenschaften hervorgerufen, von welchen der kühnste Denker des Altertums nicht die entfernteste Vorstellung hatte. Daß in der That das intellektuelle Prinzip das eigentlich wirkende ist, wird durch verschiedene Umstände bestätigt; dasselbe ist nicht nur viel progressiver als das moralische, sondern bringt auch viel dauerndere Resultate hervor.

Die Erwerbungen der Intelligenz werden sorgfältig aufbewahrt, sie werden von einer Generation der andern überliefert, nehmen so eine zugängliche, sozusagen fähliche Form an und üben öfters auf die entfernteste Nachkommenschaft ihren Einfluß aus; sie werden die Erbschaft der Menschheit, der unsterbliche Nachlaß des Genius, dem sie ihr Dasein verdanken. Dagegen sind die guten Taten, die wir mit unserer sittlichen Kraft ausüben, weniger zu vererben; sie haben mehr einen Privatcharakter und etwas Reservirtes; sittliche Vorgänge sind zwar liebenswürdiger und für die meisten anziehender als intellektuelle, sie sind aber in ihren weiteren Wirkungen viel schwächer, von geringerer Dauer und stiften viel weniger Gutes. Wenn wir die Anstrengungen der tätigtsten Menschenfreundlichkeit, der uneigennützigsten Güte betrachten, so finden wir, daß sie von kurzer Dauer sind, daß sie nur einer geringen Zahl Menschen zugute kommen, daß sie selten die Generation, die sie entstehen sah, überleben, und wenn sie die dauerhaftere Form wählen, große öffentliche Wohltätigkeitsanstalten zu gründen, so werden solche Anstalten gewöhnlich Mißbräuchen unterworfen, geraten in Verfall und gehen bald entweder ganz zugrunde oder werden von ihrer ursprünglichen Bestimmung abgelenkt.

Je tiefer wir in den Gegenstand eindringen, desto klarer wird sich uns die Ueberlegenheit des intellektuellen Erwerbs über das sittliche Gefühl zeigen. Das „Gute“, was man den Menschen erweist, wie groß es auch sei, ist immer vorübergehend; die Wahrheiten, die man ihnen hinterläßt, sind ewig. Ein unwissender Mann mit guten Absichten und mit der höchsten Gewalt, sie zwangsweise durchzuführen, hat jeberzeit viel mehr Uebles als Gutes über die Welt gebracht; dies sehen wir z. B. aus der Geschichte religiöser Verfolgungen. Auch nur einen einzigen Menschen für seine religiösen Ansichten zu bestrafen, ist ohne

Zweifel eines der schwärzesten Verbrechen, aber eine große Gemeinschaft von Menschen zu bestrafen, eine ganze Sekte zu verfolgen, es zu versuchen, Meinungen auszurotten, welche aus dem Zustand der Gesellschaft entspringen und selbst ein Zeichen der wunderbaren und wuchernden Fruchtbarkeit des menschlichen Geistes sind, — dies zu thun, ist nicht nur eine der verderblichsten, sondern auch eine der törichtsten Handlungen, die man sich denken kann. Nichtsdestoweniger ist es unzweifelhaft, daß die meisten von denen, welche religiöse und sonstige Meinungsverfolgungen geleitet haben, Menschen von der reinsten Absicht und tadelloser Moralität gewesen sind. Dies kann nicht anders sein; sie haben keine bösen Absichten, wenn sie Meinungen, welche sie für gut halten, erzwingen wollen; noch weniger sind es schlechte Menschen, welche ohne jede irdische Rücksicht alle Mittel ihrer Macht, nicht zu ihrem eigenen Nutzen, sondern zur Ausbreitung einer Religion anwenden, von deren Notwendigkeit für die ewige Seligkeit der Menschheit sie überzeugt sind. Solche Menschen sind nicht schlecht, sondern unwissend bezüglich der Natur der Wahrheit und über die Folgen ihrer eigenen Handlungen, aber moralisch genommen, kann man ihren Beweggründen keinen Vorwurf machen. Es ist vielmehr das Zerhur ihres aufrichtigen Eifers, welches sie zu der Verfolgung erheit und ihren Fanatismus zu einer zerstörenden Tätigkeit erweckt.

Wir finden z. B. unter den tätigtsten Urhebern der grausamen Christenverfolgungen die Namen der besten Männer, die je auf einem Throne saßen, während gerade die schlechtesten und verruchtesten die Christen schonten und ihre Verfolgung nicht beförderten. Diese waren zu unbekümmert um die Zukunft, zu selbstüchtig, zu sehr ganz ihren Vergnügungen hingegeben, um Interesse daran zu haben, ob Irrtum oder Wahrheit den Sieg davon trage; sie ließen deshalb dem Christentum freien Lauf und hemmten es nicht durch jene Strafgesetze, welche gewissenhaftere, aber mehr im Irrtum besangene Fürsten erlassen haben würden. Und so finden wir, daß der größte Feind des Christentums Marcus Aurelius war, ein Mann von gütiger Gesinnung, von unerschütterlicher Gewissenhaftigkeit, dessen Regierung aber durch eine Verfolgung geschändet wurde, deren er sich enthalten haben würde, wenn es ihm weniger Ernst um die Religion seiner Väter gewesen wäre. Ein ähnliches Beispiel liefert Spanien; der Verteidigung des Glaubens wurde alles geopfert, und so erzeugte der Eifer natürlich Grausamkeit und bereitete den Boden, in welchem die Inquisition Wurzel schlug und gedieh. Die Träger jener barbarischen Einrichtung waren keine Heuchler, sondern Schwärmer. (Fortsetzung folgt.)

## Heinrich Heine.

Ein Lebens- und Charakterbild. Von Dr. Max Vogler.

Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts stand in der Volkerstraße zu Düsseldorf am Rhein ein niedrig gebautes, enges, einstöckiges Haus, welches die Nummer 602 trug und worin ein Samsen Heine einen Tuchladen etablirt hatte. Er hatte die Tochter des angesehenen Arztes Dr. van Geldern, Betty, zur Frau genommen, und diese gebar ihm am 13. Dezember des Jahres 1799, wie jetzt ziemlich allgemein und ganz richtig angenommen wird, einen Sohn, der den Namen Harry erhielt. In diesem Sohne des jüdischen Aelternpaares war der Dichter H. Heine, wie er sich nachmals mit Vorliebe schrieb, geboren worden.

Jetzt steht freilich ein neues, größeres Gebäude, das mit der Nummer 53 bezeichnet ist und seit dem 31. Januar 1867 eine einfache marmorne Gedenktafel — „Geburtshaus von Heinrich Heine“ — trägt, an Stelle des alten, kleinen Hauses.

Wenn Heine's Vater sich in geistiger Beziehung durch nichts auszeichnete, so ist dagegen seine Mutter eine sehr verständige und für ihre Verhältnisse ungewöhnlich gebildete Frau gewesen, die, wie fast alle Dichtermütter, auf die Herzens- und Geistesentwicklung des Sohnes den bedeutungsvollsten Einfluß geübt hat. Wir wissen, daß sie die Werke Rousseaus kannte und daß Goethe ihr Lieblingschriftsteller gewesen ist.

Nachdem ihn die Mutter das Lesen gelehrt, besuchte der Knabe eine israelitische Privatschule und genoss sodann den größten Teil seines Schulunterrichts im französischen Lyceum, ein Unterricht, der neben den allgemeinen Verhältnissen der Zeit, auf die

wir später zurückkommen werden, ebenfalls von nachhaltiger Wirkung auf die Individualität des Dichters war.

Das französische Lyceum, welches später unter der preussischen Regierung die Bezeichnung eines Gymnasiums erhielt, besuchte Heine von seinem zehnten Jahre an. Der eigentliche Zweck der damaligen höheren Unterrichtsanstalten bestand darin, die deutschen Schüler zu guten Anhängern Napoleons und zu willigen Werkzeugen seiner Regierung zu machen. Daher war die Unterrichtsprache nicht allein französisch, sondern fast auch ein Drittel sämtlicher Stunden hatten die Lehrer, die nur französische Lehrbücher dulden durften, auf französische Grammatik und Literatur zu verwenden. Die Lehrer am düsseldorfer Lyceum waren fast lauter katholische Geistliche, worunter manche frühere Mitglieder des Jesuitenordens. Geleitet wurde die Anstalt von dem Rektor Schallmeyer, welcher ebenfalls dem geistlichen Stande angehörte, sich aber nicht abhalten ließ, neben dem deutschen Sprachunterricht in der obersten Klasse auch Vorlesungen über Philosophie zu halten, „worin er unumwunden die freigeistigsten griechischen Systeme auseinandersetzte, wie diese auch gegen die orthodoxen Dogmen abstachen, als deren Priester er selbst zuweilen in geistlicher Amtstracht am Altar fungirte.“ „Etwas deutsche Sprache“ — schreibt Heine ferner — „lernte ich auch von dem Professor Schramm, einem Manne, der ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat, und in dessen Klasse sich meine Mitsuben am meisten rausten.“

Mehr als dieser deutsche Sprachunterricht nutzte dem Knaben

die Lektüre der tiefsich Uebersetzung des weltberühmten satirischen Romans „Don Quixote“ von Cervantes und diejenige der „Reisen Gullivers“ von Swift. Daß das erstgenannte Werk überhaupt das erste war, welches dem verständiger gewordenen Knaben in die Hände fiel, hat wohl nicht wenig die früh schon rege gewordene Neigung Heine's zur Satire befördert.

Als die Zeit kam, um welche sich Heine über die Wahl eines Berufs entscheiden mußte, begann damit für ihn eine der qualvollsten Perioden seines Lebens. Seine eigene Neigung zum Universitätsstudium konnte nicht befriedigt werden, weil sein Vater nicht die dazu nötigen Mittel besaß. Er mußte sich daher dem Handelsstande zuwenden und kam im Jahre 1815 zunächst in ein Bankhaus zu Frankfurt am Main, wo er indes nur zwei Monate blieb. In dem Bankhause selbst ist er gar nur vierzehn Tage gewesen, da ihm das einförmige Treiben daselbst nicht das geringste Interesse abzunötigen vermochte, obwol er später einmal äußerte: „Gott weiß, ich wäre gern Bankier geworden, es war zuweilen mein Lieblingswunsch, ich konnte es aber nie dazu bringen.“ Auch hat ihn die maßlose Bedrückung seiner jüdischen Stammesgenossen in der Handelsstadt am Main zum Teil mit veranlaßt, der letzteren den Rücken zu kehren. Nachdem er sich wieder einige Zeit im Aelternhause aufgehalten, ging er im Jahre 1816 oder 1817 — es fehlen uns über diesen Lebensabschnitt des Dichters genauere Nachrichten — nach Hamburg, um, da eben nichts anderes übrig blieb, es aufs neue mit der kaufmännischen Carrière zu versuchen. In Hamburg gründete er zu Anfang des Jahres 1818 unter der Firma „Harry Heine & Co.“ ein Kommissionsgeschäft, welches aber schon im Frühling von 1819 in Liquidation kam. Er gefiel sich in Hamburg womöglich noch weniger als in Frankfurt, und seine späteren Briefe und Schriften sind voll von rücksichtslosen Ausbrüchen überlesten Mißmuts über diese poesielose Stadt der „Krämer und Bankiers“, an die er wider Willen gefesselt war wie im Eisen des Alsterbassin's die armen weißen Schwäne, denen man die Flügel gebrochen hatte, „damit sie im Herbst nicht auswandern könnten nach dem warmen Süden, wo die schönen Blumen, wo die goldenen Sonnenlichter, wo die blauen Bergseen“, — und zu alledem kam noch eine andere Pein, die um diese Zeit zum ersten mal sein Herz erfaßte und es sein ganzes Leben lang nie wieder ganz verlassen hat. In welchem Dichterleben spielt sie nicht eine hervorragende Rolle, die „alte Geschichte“, die „ewig neu“ bleibt und die seit Heinrich Heine's „jungen Leiden“ fast sprichwörtlich geworden ist.

Alle Welt weiß jetzt, daß ich von Heine's unglücklicher Liebe rede. Es ist uns lange unbekannt geblieben, wie das Mädchen hieß, welches der Gegenstand dieser tiefen Neigung gewesen, jetzt wissen wir, daß es eine in Hamburg wohnende Cousine des Dichters war. Heine selbst hat ihren Namen in den Privatbriefen an seine vertrautesten Freunde niemals genannt. Diese Liebe hat sie ihm ins Herz gehaucht, jene Lieder voll glühenden, schwärmerischen Verlangens, dämonischen Horns, unheimlicher Todesahnung und wehmütiger Grabessehnsucht, und es war ein ganz anderer Ton, eine ganz andre Gewalt in den meisten dieser von Heine unter einem Pseudonym am Anfang des Jahres 1817 zuerst in der Zeitschrift „Hamburg's Wächter“ veröffentlichten Lieder, als in jenen schwachen Nachahmungen der Gedichte der romantischen Schule, mit denen er sich bereits früher versucht hatte:

„Ei, kennt ihr noch das alte Lied,  
Das einst so wild die Brust durchglüht,  
Ihr Saiten, dumpf und trübe?  
Die Engel, die nennen es Himmelsfreund',  
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,  
Die Menschen, die nennen es — Liebe!“

Auch Heine's Verwandten in Hamburg, namentlich sein Onkel, der Bankier Salomon Heine, begannen jetzt immer mehr einzusehen, daß der junge Dichter zum Kaufmann verdorben sei, und letztgenannter Onkel versprach dem „dummen Jungen“, wie er den Neffen scherzweise gern nannte, endlich die Mittel zu einem dreijährigen Universitätsstudium. Er stellte dem Harry, als er ihm seine Unterstützung versprach, die Bedingung, daß er das Studium der Rechte ergreife, den Doktorgrad erwerbe und dann sich in Hamburg als Advokat niederlasse.

Heine gab sich vorläufig damit zufrieden und eilte, beglückt, daß er dem ihm verhassten Berufe entgehen dürfte, zunächst in seine Vaterstadt (Sommer 1819), wo er sich vorerst einige Monate lang durch Privatunterricht noch weiter auf die Hochschule vorbereitete. Auch sein poetisches Talent entwickelte sich in dieser

stillen Zurückgezogenheit immer mehr, und sie klangen weniger düster und etwas beruhigter, die Verse, die er jetzt schrieb, was wol zum guten Teil mit auf den besänftigenden Einfluß zurückzuführen ist, den seine Mutter wieder auf ihn übte:

„Und immer irrte ich nach Liebe, immer  
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer  
Und kehrte um nachhause, trank und trübe.

Doch da bist du entgegen mir gekommen,  
Und ach, was da in deinem Aug' geschwommen,  
Das war die süße, langgesuchte Liebe. . .“

Im Spätherbst von 1819 begab sich Heine mit seinem Freunde Joseph Neunzig nach Bonn, um die dortige ausgezeichnete Universität zu beziehen. Nach leidlich bestandener Maturitätsprüfung, der er sich unterwerfen mußte, weil er kein Abgangszeugniß von einem Gymnasium besaß, wurde er am 11. Dezember 1819 als Student der Rechts- und Kameralwissenschaften immatrikulirt.

Ein sogenannter „flotter Bursche“ ist Heine nie gewesen; er beschränkte sich in seinem Umgang auf wenige Freunde, sprach wenig und wenn er es that, nur in kurzen, drolligen Bemerkungen und Witz; er war stets bestrebt, die große Weichheit seines Gemüths durch ein schroffes, zuweilen abstoßendes Verhalten zu verbergen, weshalb man ihm von mancher Seite Eitelkeit und Stolz vorwarf, er rauchte nie und besleißigte sich schon damals in Hinsicht auf den Genuß geistiger Getränke der größten Mäßigkeit, vor allem mochte er vom Bier nicht viel wissen; nur den Fechtboden hat er fleißig besucht, ohne es jedoch zu besonderer Fertigkeit in der Kunst des Fechtens zu bringen. Heinrich Heine, sagt Adolf Strodtmann, des Dichters Biograph und Herausgeber einer kritischen Gesamtausgabe seiner Werke\*), schloß sich in Bonn der Burschenschaft an, ohne jedoch an den Exzentriktäten einer hohlen Deutschthümelei oder gar an den Keußerlichkeiten einer auffallenden Kleidertracht Geschmack zu finden. Er trug freilich während seines Aufenthalts auf der Rhein-Universität das schwarz-rot-goldne Band, das bald nachher als Abzeichen burschenschaftlicher Gesinnung so streng verpönt ward; niemals aber sah man ihn in damals üblichen altdeutschen Rode, in welchem Menzel, Jarde und die meisten anderen Studiengenossen einherstolzten.

Das Studium der Rechte vermochte den jungen Dichter nicht zu erwärmen. Der trockne Inhalt alter und neuer Gesetzbücher stößte ihm keinerlei Interesse ein, und so besuchte er schon nach einigen Wochen nur ganz selten noch ein juridisches Kolleg. Mit um so größerem Eifer wandte er sich dagegen dem Studium der Geschichte und Literatur zu, und da waren es wieder die damals neu erwachten Bestrebungen zur Erforschung der alt- und mittelhochdeutschen Poesie — die sogenannten germanistischen Forschungen —, denen er mit großer Aufmerksamkeit folgte.

Neben Heine's wissenschaftlichen Strebungen blieb seine Muse nicht untätig. Die Traumbilder, Lieder und Romanzen der „Jungen Leiden“, des ersten Abschnitts des Buchs der Lieder, haben ihre Entstehung zwar zum größten Teil schon in Hamburg und dann in Düsseldorf gefunden, jedoch sind manche derselben erst in Bonn gedichtet worden, und hier entstanden auch die meisten der Sonette. Er brauchte diese letztere Strophenform in ganz eigentümlicher Weise, indem er in gellenden Tönen seinen Liebes Schmerz in sie hineingießt und sie zum wunderlichen Kleid seines wilden, trotigen Weltwehs, zum Ausdrucksmittel für seinen beißenden Spott und Hohn über das Dasein und die Menschen seiner Zeit machte, und nur ganz zuletzt, in dem schönen Sonett: „Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht“, kommt eine sanftere, mildere Seelenstimmung zur Geltung. Noch weicher und elegischer erscheint diese Stimmung in der Tragödie „Almansor“, die er damals begann und gegen Ende des Sommersemesters 1820 weiter fortführte.

Ueberraschenderweise faßte Heine im Herbst des genannten Jahres den Entschluß, Bonn zu verlassen, ein Entschluß, den er auch schon im September ausführte, indem er sich zunächst zu seinen Eltern begab und nach kurzem Aufenthalt bei diesen zu Fuß durch Westfalen nach Göttingen wanderte. Diese Fußreise erfrischte ihn und heiterte ihn auf, und noch lange Zeit nachher hat er der „lieben, guten Westfalen, ein Volk, so fest, so sicher,

\*) Ad. Strodtmann, „Heinrich Heine's Leben und Werke, 2 Bde, 2. Aufl. Stuttgart 1874 (6. Marz).“ — „H. Heine's sämtliche Werke. Krit. Ausgabe, 21 Bde, Hamburg 1861—66 (38. Marz).“ — „H. Heine's sämtl. Werke. Volksausgabe, 12 Bde. Hamburg 1876 (18. Marz).“

so treu, ganz ohne Gleißern und Prahlen," in größter Liebe gedacht.

„Die Stadt Göttingen," heißt es in den „Reisebildern", „berühmt durch ihre Würste und Universität, gehört dem Könige von Hannover und enthält 999 Feuerstellen, diverse Kirchen, eine Entbindungsanstalt, eine Sternwarte, einen Karcer, eine Bibliothek und einen Ratskeller, wo das Bier sehr gut ist. Der vorüberfließende Bach heißt die Leine und dient des Sommers zum Baden; das Wasser ist sehr kalt und an einigen Orten sehr breit, daß Luder wirklich einen großen Anlauf nehmen mußte, als er hinübersprang. Die Stadt selbst ist schön und gefällt einem am besten, wenn man sie mit dem Rücken ansieht. Sie muß schon sehr lange stehen, denn ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren dort immatrikulirt und bald darauf konsulirt wurde, hatte sie schon dasselbe Ansehen und war schon vollständig eingerichtet mit Schnurren, Pudeln, Dissertationen, Thebanians Wäscherinnen, Kompendien, Taubenbraten, Guelphenorden, Promotionskutschen, Pfeifenköpfen, Hofräten, Justizräten, Relegationsräten, Profazern und anderen Fagen. Einige behaupten sogar, die Stadt sei zur Zeit der Völkerwanderung erbaut worden, jeder deutsche Stamm habe damals ein ungebundenes Exemplar seiner Mitglieder darin zurückgelassen und davon stammten alle die Bandalen, Friesen, Schwaben, Teutonen, Sachsen, Thüringer u. s. w., die noch heutzutage in Göttingen hordenweis und geschieden durch Farben der Mützen und der Pfeifenquäste über die Weenderstraße einherziehen, auf den blutigen Wahlstätten

der Rasenmühle, des Ritschentruges und Boddens sich ewig untereinander herumschlagen, in Sitten und Gebräuchen noch immer wie zur Zeit der Völkerwanderung dahingleben und teils durch ihre Duces, welche Haupthähne heißen, teils durch ihr uraltes Gesetzbuch, welches Komment heißt und in den legibus barbarorum eine Stelle verdient, regirt werden." Ferner meinte er, daß Göttingen sich das deutsche Bologna zu nennen pflegt, ob schon beide Universitäten sich durch den einfachen Umstand unterscheiden, daß in Bologna die kleinsten Hunde und die größten Gelehrten, in Göttingen hingegen die kleinsten Gelehrten und die größten Hunde zu finden sind.

Bei solchen damals zu Göttingen herrschenden Zuständen war es natürlich, daß sich Heine dort grenzenlos langweilte. Das juristische Studium interessirte ihn hier so wenig wie in Bonn, und Geschichte und Literatur waren es wieder, denen er seine Zeit und seinen Fleiß widmete. Außer dem gelegentlichen Umgang mit zwei Kommilitonen und dem hochgebildeten, zu Goethe in freundschaftlicher Beziehung stehenden Professor Sartorius beschränkte er sich nur auf sich selbst und auf den Verkehr mit einer — Nahe, als Gefährtin seiner Einsamkeit. Mit um so größerer Liebe versenkte er sich daher in seine dichterischen Arbeiten, von denen die Tragödie „Almanzor" im folgenden Winter vollendet wurde, „und er hatte," so schrieb er mehreren Freunden, „in diese Tragödie sein eigenes Selbst hineingeworfen, mit sammt seinen Paradoxen, seiner Weisheit, seiner Liebe, seinem Hass und seiner ganzen Berücksichtigung..." (Fortsetzung folgt.)

## Mein Freund, der Klopfsgeist.

Eine Spiritistengeschichte aus dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Von S. C.

(X. Wie ich meine Vorsätze ausführte. — Ich bin krank für mein Mädchen. — Was am Sylvesterabend geschah.)

Die Aufgabe, welche ich mir am ersten Weihnachtsfeiertage gestellt, hatte ich in der ganzen letzten Jahreswoche gewissenhaft gelöst. Mit eisernem Fleiße hatte ich hinter den Büchern gelesen, mit ungeheurer Emsigkeit ganze Gebirge von Notizen durchkramt, und die Arbeit des Ordneus der Errungenschaften meiner spiritistischen Studien war mir fast über Erwarten gelungen. Auch die Reihen der in meiner Gegenwart gescheneu spiritistischen Manifestationen hatte ich zehnmal wenigstens von A bis Z durchgenommen und hatte mir kritische Rechenenschaft gegeben, was davon, aus der Höhe meiner wissenschaftlichen Erkenntniß, meines Begriffsvermögens gesehen, als absolut unerklärlich zu betrachten sei. Um den ordinären Spiritistenspektakel, das Musikiren und Lärmen, das Klopfen und Geistersprechen, hatte ich mich dabei nicht weiter gekümmert — das alles konnte sicherlich, so befremdend es auch erschien, auf sehr menschlich und handgreiflich sinnliche Weise, durch taschenpielerischen Betrug, zustande gebracht werden. Auch das räthselhafte Auftauchen und mysteriöse Hängenbleiben der Lampe an der anscheinend hakenlosen Zimmerdecke, das brutale Zubodenwerfen Meßigs und des Handwerzmannes, sammt den überraschenden Geistererscheinungen — das alles war mir noch von äußerst zweifelhafter Beweisraft für die Wirklichkeit überfinnlicher Geschehnisse. Aber jene eine, oder vielmehr jene zwei Thatfachen: das auf mir absolut unerklärliche Weise entstandene Autogramm meines Vaters, in Verbindung mit der Erinnerung des Klopfsgeistes an das mir selber gänzlich unbekannt gebliebene Ereigniß am 30. Dezember des Jahres 1853 — dafür stieg mir auch nicht die leiseste Ahnung einer Erklärung auf, die nicht ebenfalls zu Unerklärlichem, Undenkbarem ihre Zuflucht genommen hätte.

Auch meinen Voratz, mich an Cannabäus zu wenden mit der Bitte, alle im Interesse wissenschaftlicher Untersuchung notwendigen Maßregeln bezüglich der bei ihm geschehenden Wunderdinge vornehmen zu lassen, hatte ich ausgeführt.

Cannabäus schien zu zögern, denn am 27. Dezember war ihm der Brief überreicht worden, der dieses Ersuchen enthielt; zu sehen hatte ich ihn seit Wochen nicht bekommen, und als ich die alte Dienerin nach ihm fragte, erhielt ich die Antwort, ihr Herr sei niemals in der Weihnachtswoche für irgendeinen Fremden zu sprechen. Das wäre seine heilige Zeit, in der er ganz und gar für sich lebte.

So war der Sylvester herangekommen. Ich hätte natürlich diesen Abend, wie den Weihnachtsabend, bei meiner Braut zu-

bringen sollen. Aber ich vermochte es nicht. Seit dem Weihnachtsabend war ich nur zweimal bei ihr gewesen — sie hielt mich für krank und zeigte sich in der herzlichsten Weise besorgt um mich. Das zu ertragen, ging über meine Kräfte. Es war mir immer, als müßte ich dem armen Mädchen zurufen: Du wirfst deine Liebe und Güte weg, Arme, Beklagenswerthe. Ich bin deiner nicht werth, denn ich habe dich und mich selbst getäuscht — ich liebe dich nicht mehr; wer weiß, ob ich dich je geliebt habe. — Aber auch das brachte ich nicht über die Lippen, — es wäre ja zu grausam, zu niederschmetternd grausam gewesen für das arme Kind. Darum ging ich auf den Gedanken ein, ich sei krank, wenigstens recht empfindlich unwohl, und erklärte, ich fühle, daß ich eine oder die andre Woche das Haus hüten müsse, um mich wieder zu erholen.

Annchen hatte mich tiefsehmerzlich angeschaut und ihre weiche, zitternde Hand auf meine Stirn gelegt, als ich das sagte, und bei der Antwort bebte ihre Stimme, soviel Mühe sie sich auch gab, es zu verbergen.

„Ja, bleibe zuhaus, schone dich recht, mein lieber Hans, komme nicht zu uns, ja nicht, bis dir wieder ganz wohl ist. Aber eines verpflcht du mir vielleicht, Hans? — Wenn du dich ernstlich krank fühlst, wenn nicht bald Besserung eintritt, und du hast keine Pflegerin, der du mehr vertraust, dann rufe mich, rufe mich; ich werde kommen, was die Leute auch sagen mögen, — ich bitte, ich flehe das von dir, Hans!"

Mir ward weich und weh ums Herz bei diesen Worten; ich mochte nicht lange darüber nachdenken; ich versprach es ihr und ging, stoh nach gewiß auffallend kurzem Gruße für ihre Mutter aus ihrer Wohnung nach der meinen.

Heut, am Sylvester, waren es drei Tage, daß ich sie nicht mehr gesehen. Und es lag nicht an mir, daß wir dennoch in täglichem Verkehr geblieben. Morgen für Morgen, wenn ich kaum mich aus meinem Bett erhoben, erschien bei mir ein munterer Bursche von zehn Jahren, ein Better von ihr, der ihr Nachricht bringen mußte, wie es mir gehe, und der mir täglich einen kleinen Strauß frischer Blumen brachte, den sie selbst aus der Blütenfülle ihrer meisterlich, und mütterlich, möchte ich sagen, gepflegten Zimmerflora für mich wählte, duftende Rosen, prangende Hyacinthen, eine Sippe Veilchen, und als steten Begleiter, mochten die anderen Blumen noch so oft wechseln, ein schämig unter die Blätterdecke der anspruchsvolleren Schwestern sich bergendes Bergisweinnicht.

So sehr mein Verstand erkannte, wie unendlich viel zarte Liebe aus des Mädchens Verhalten zu mir sprach, so sehr mein Herz



blutete, als ginge mir ein treuer, ein unsäglich mitleidenswerther Freund zu Grabe, so gebieterisch mich mein Ehrgefühl hinzog zu ihr, der ich ewige Liebe und Treue zugeschworen, so wenig konnte ich meinen Gedanken verbieten oder verwehren, unaufhörlich einen andern Punkt zu umkreisen. Wenn ich an etwas anderes dachte, als an meine spiritistischen Untersuchungen, so war es nur und immer nur — Athanasia.

Und auch mitten in den fernstabiliegenden, dunkelsten, für meinen Scharfsinn herausforderndsten, für mein heißes Ringen um Erkenntniß fesselndsten Gedankengebieten, tauchte sie tausendmal auf mit ihren großen, mitternächtigen Augen, mit ihrer Sirenenstimme, in ihrer ganzen ergreifenden geisterhaften Erscheinung, und verwirrte mehr als einmal wieder, was ich soeben sorgfältig geordnet an Meinungen und Tatsachen, an Voraussetzungen und Schlüssen.

Heute, wie stets in den letzten Tagen, hatte ich bis zehn Uhr nachts gearbeitet, dann nahm ich rasch das schon seit ein paar Stunden auf mich harrende kalte Abendessen ein, welches mir nun aus einem benachbarten Restaurant herzugeholt, und setzte mich ans Klavier. Es war weder Berechnung noch auch nur Absicht gewesen, — doch nachdem die Akkorde ins Zimmer hineingerauscht, ging die Erinnerung an den Weihnachtsabend in mir auf und die Frage drängte sich fast aus dem Herzen auf die Lippen: Ob sie wol kommen wird?

Ich war auf alle möglichen wunderbaren Erscheinungen gefaßt, glaubte, die Thüren müßten aufspringen spätestens um Mitternacht — und sie müßte wiederum schlafwandelnd daherschweben, — dann wollte ich nicht abbrechen, wie ich das letztmal gethan, sondern weiterspielen, die süßesten, zauberischsten Melodien ertönen lassen, die mächtigsten, die Herzen am tiefsten ergreifenden Klänge —, aber nur ein einziges mal vernahm ich ein leises Geräusch, als ob so recht vorsichtig eine Tür geöffnet würde, dann aber war wieder alles still, und auch die Mitternachtsstunde schlug, ohne daß irgendetwas von dem mit Herzklopfen Erwarteten sich ereignet hätte.

Weit über eine Stunde mochte ich gespielt haben, — da brach ich plötzlich ab, — wieder war es mir vorgekommen, als hörte ich leise Töne, die mir antworteten oder die Melodien, welche ich eben meinen Phantasien verwebt hatte, begleiteten. Und wirklich, ich vernahm Gesang, zwar einen Augenblick nur, nachdem ich geendet, und ganz, ganz leise, aber doch unverkennbar. Ich schaute mich erregt und rasch im Zimmer ringsum — nichts besonderes vermochte ich zu sehen, dann sprang ich zur Türe in den Vorsaal, öffnete und stieß — sehr wider meinen Willen und fast zu meiner Beschämung — einen Schrei aus, — mir gegenüber in halbgeöffneter Thür stand sie, aber nicht im Tiefschlaf, oder auch im Halbschlummer — wer weiß es, was sie damals befangen hielt, auch nicht im weißen, in der matten Lampenbeleuchtung wie ein Silberstreif hinter ihr dreinziehenden Schleppgewande — sondern in dunkler, einfacher Kleidung, eine Rose im schwarzen Haar, ein freundliches Lächeln auf den feingezzeichneten Lippen des kleinen Mundes, aus dem zwei Perlenreihen blendendweißer Zähne hervorleuchteten, — bezaubernd schön, wie immer — Athanasia, das Medium.

Festgebannt, mit weitgeöffneten Augen, ganz im Anschauen verloren, stand ich ihr gegenüber. Ich fühlte, daß das Blut mir zu Kopfe drängte, als wollte es die Stirnadern sprengen, daß lichte Blut mein Gesicht übergoß, — aber reden, sie anreden konnte ich um keinen Preis der Welt.

„Dank für Ihr Spiel, innigen Dank,“ sagte sie in ruhig-freundlicher, ungezwungener Weise, gleichwie zu einem alten Bekannten. „Ich habe noch nie so spielen hören, es zog mich an mit einer Gewalt, der ich nicht widerstehen konnte. Hanna sagte mir oft, wie wunderschön Sie spielten, aber ich habe es nie gehört, — Sie müssen selten, sehr selten spielen —“

„Sie haben mich nie spielen hören?“ fragte ich erstaunt. „Auch nicht —“ Ich stockte, — durfte ich ihr vom Weihnachtsabende sprechen, wenn sie nicht selbst darum wußte?

„Auch nicht —?“ fragte sie. Ich war verwirrt. „Ich glaubte“ — ich stotterte die Worte beinahe nur hervor, — „ich glaubte von Ihrer Dienerin gehört zu haben, daß Sie am Weihnachtstage zuhause waren —“

„Sie haben am Weihnachtstage gespielt, so gespielt, wie heute?“ fragte sie mit dem Tone aufrichtiger Verwunderung. „Das ist seltsam, denn ich habe während jenes ganzen Tages mein Zimmer nicht verlassen und habe Sie dennoch heute zum erstenmale spielen hören.“

Ich konnte nicht zweifeln, daß sie sprach, wie sie dachte. Sie war also völlig bewußtlos geblieben, auch als sie die Augen aufthat, auch unter meinen Küffen und auch als sie in mir unbegreiflicher Art und zu einer Zeit, von der ich gleichfalls keine Ahnung hatte, mich verließ. Die Gedanken, welche auf mich einströmten, ließen mich die Antwort vergessen. Aber ich schreckte empor, als sie fortfuhr:

„Sie mögen glücklich ruhen heut, nach dem Seelenbade in den wogenden Strömen jener herrlichen Töne, — gute Nacht und ein glückliches Jahr, — es ist sehr spät und Neujahr ist angebrochen —“

Sie winkte mir zu und wandte sich zum Gehen, — dabei fiel ein heller Lichtstral auf ihr schönes, lilienweißes Antlitz, und es schien mir, trotz der freundlichen, ruhigen Worte, als ob bitterer Schmerz, herbes Seelenleid um ihre Lippen zuckte. Nur einen Moment lang war ihr Gesicht mir in voller Beleuchtung vor Augen getreten, dann hüllten es undurchdringliche Schatten ein. Noch ehe sie die Tür zu schließen vermochte, stand ich an ihrer Seite und streckte die Hand nach ihr aus:

„O, gehen Sie nicht so von mir! Wenn Sie mein Spiel erfreut, so lauschen Sie ihm noch, noch lange und recht, recht oft. Ich spiele Ihnen vor, wenn Sie nur mir zuhören wollen. Ja, es ist ein Seelenbad, eine himmlische Erquickung, sich von den Tönen der Musik hinüberschaukeln lassen in das Reich beseligender Träume, aber tausendmal erhöht es den Himmelsgenuß, das Bewußtsein, daß ein Wesen von dem verstanden wird, was man in Tönen spricht und fühlt, mithört, mitfühlt, mitgenießt.“

Ich ergriff ihre Hand und hielt sie fest, ihrem Bemühen zum Trotz, sie mir zu entreißen.

„Lassen Sie mich,“ bat sie. „Ich darf nicht; auch wenn es nicht spät in der Nacht wäre, dürfte ich nicht,“ — ich fühlte, wie sie am ganzen Leibe erzitterte, — „ich bin dazu verdammt, einsam meine Tage zu verbringen, bis mir Erlösung — die letzte Erlösung — kommt, die allen Menschenfindern gegönnt ist, und,“ — sie erzitterte heftiger noch als zuvor, und wäre umgesunken, wenn mein Arm sich nicht um ihre Taille geschlungen und sie gehalten hätte, — „und wer weiß, ob mir die ersehnte Ruhe auch nur jenseits des Grabes winkt —“

Sie sagte das in einem Tone stiller, tiefer Verzweiflung, der mich auf das furchtbarste ergriff; ich bebte auch, aber es war mir, als sei ich stärker und thatkräftiger, als je, da ich erwiderte:

„O — ich habe es mir gedacht — Sie sind unglücklich, erbarmenswerth unglücklich, aber Sie dürfen an der Erlösung von Ihrem Unglück nicht verzweifeln und nicht an den Tod denken, — nein, das dürfen Sie nicht! Es gibt im Menschenleben Erlösung für jeden, der an sie glaubt und ihrer wert ist, sei er noch so elend, — die Erlösung in der Liebe —“

„Liebe,“ — das Wort preßte sich laut und schrill über ihre Lippen, — „Liebe! O, wer wird mich lieben!“ Dabei riß sie gewaltsam ihre Hand aus der meinen und war, ehe ich noch eine Bewegung zu machen im Stande gewesen, durch das dunkle Zimmer hindurch, an dessen Tür ich sie getroffen, in ein Nebenzimmer hinein verschwunden.

Ich stürzte ihr nach und warf mich vor der festverschlossenen Tür auf die Kniee und rief ihr nach — ich wußte in dem Augenblicke nicht, was ich tat —:

„Ich liebe dich, Athanasia — ich! Und ich werde dich erlösen, geschehe, was da mag, — wenn du nur willst!“

Da läutete es heftig an der Vorsaalglocke. Ich sprang erschreckt auf, — wer konnte das sein? Ich trat an die Tür und fragte, wer da sei.

„Ich — Metzger — ich bin's, Herr Doktor! Bitte, machen Sie mir einen Augenblick auf, — ich — ich habe was Wichtiges —“

Metzger, der Barbier, was wollte der nach Mitternacht bei mir? Ich öffnete.

Es war ganz finster in der Hausflur. Der Kafeur trat in den matt erleuchteten Vorsaal — langsam und vorsichtig, als fürchte er zu fallen, oder als erwarte ihn von irgendeiner Seite ein Angriff.

Merkwürdig! Wenn ich meine außerordentliche Erregtheit nur mit Mühe beherrschen konnte, so erging es Metzger nicht besser, — je näher er dem aus meinem geöffneten Zimmer fallenden Lichtscheine trat, desto deutlicher sah ich, daß er kreidebleich war und vor Aufregung sich nur mit Mühe auf den Beinen erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

## Störfang in der Elbe.

Von H. Schlüter.

(Fortsetzung.)

Das Netz ist kein Hohlnetz, wie es wohl beim Fischen vom Strande aus benutzt wird, sondern dasselbe hängt senkrecht im Wasser. Steht nun ein Stör die Schnauze in eine der großen Maschen des Netzes, und fängt er, daß ihn etwas am Vorwärtsschwimmen hindert, so zieht er die Schnauze nicht zurück, sondern er kehrt sich um, verwickelt sich dabei ins Garn und — ist gefangen.

Die ganze Länge des Netzes beträgt 650 Fuß. Die Tiefe ist 15 Fuß. Da dasselbe nun 15 Fuß unter der Oberfläche des Wassers treibt, so schleift es bei einer Wassertiefe von etwa 25 Fuß 5—7 Fuß auf den Grund des Stroms. Die einzelnen Maschen sind 15 Centimeter im Quadrat. Angefertigt werden diese Garne von den Fischern selbst, die mit ihren Familien durch diese Arbeit den Winter über in Anspruch genommen sind.

Unterdes ist das Netz ausgelegt; die Boie, welche ebenfalls durch eine lange Leine mit diesem in Verbindung, das Ende des Garns bezeichnet, fliegt über Bord, und prüfend übersieht das Auge des Fischers die glühende Wasserfläche, um sich zu überzeugen, ob das Netz auch gut ausgelegt, ob es recht quer über dem Strom steht, und ob sonst alles in Ordnung ist.

Heute ist alles gut gegangen; ruhig und gerade schwimmt die stattliche Reihe Pümpel, hier untertauchend, dort wieder aus dem Wasser emporkommend, auf der klaren Flut. Die Strömung ist heute nicht stark, das Wasser schön, und daher, — meint unser Fischer, können wir noch einmal nach „Bagenland“ hinüberfahren, um zu sehen, ob nicht etwas Holz zu holen ist.

Bagenland ist eine kleine Insel inmitten der Elbe, welche, da sie von Hochfluten beinahe unter Wasser gesetzt wird, unbewohnt ist. Das einzige Bauernhaus ist nur zur Zeit der Ernte bevölkert, wenn die Schnitter und Schnitterinnen daselbst Unterkunft suchen. Sonst betritt das einsame Eiland nur der Fuß des Schiffers und Fischers, der am Strande nach angeschwemmten Gegenständen sucht.

Zurückgekehrt von unserer Insel, sehen wir das Netz noch immer gerade und glatt dahintreiben. Unser Boot fährt langsam am Garn auf und ab. Jede Veränderung am Stand desselben, jedes Untertreten eines Pümpels wird von der Bemannung des Bootes mit aufmerksamem Auge betrachtet. Doch, was ist das!? Ein Pümpel taucht unter, ein zweiter, ein dritter, zwanzig, dreißig Stück folgen und: ein Stör! ein Stör! tönt es jubelnd von den Lippen unseres Begleiters.

Mit kräftigem Ruderstrich wird das Boot nach der Stelle dirigiert, wo vorhin die Holzreihe auf dem Wasser tanzte. Bei dem, der verschwundenen Reihe zunächst stehenden Pümpel wird das Netz in die Höhe genommen. Der Fischernetz rudert, während der Fischer das Netz zusammengenommen über seinen Arm gleiten läßt, das Boot nach der Stelle zu, wo der Fisch vermutlich sitzt. Da plötzlich taucht, ganz von den Maschen des Netzes umstrickt, der Stör aus dem Wasser heraus. Regungslos, ohne Widerstand zu leisten, liegt er auf den Wellen, die ihn spielend auf- und niederwerfen. Von den benachbarten Booten schallt ein donnerndes „Hau em!“ (hau ihn) über die Wasserfläche. Kein Zuden ist an dem Thiere zu bemerken, als ihm jetzt der Fischer einen eisernen Haken mit kurzem Holzgriff mit kräftigem Schläge in den Rücken treibt. Keine Bewegung des Störs zeugt von Leben, als nun der Fischer ihm um Kopf und Brustflosse, wie um den Schwanz je einen Strick befestigt, an denen dann der Kolof ins Boot hineingerissen wird.

Jetzt erst zeigt das Thier Leben; mit wüthendem Schläge peitscht der Schwanz desselben die Planken des Bootes; allein es ist zu spät. Schon löst der Fischer die Maschen des Netzes, schon macht er sich daran, dem Thiere ein Tau durch Kiemen und Mund zu ziehen, welches dazu dienen soll, das wieder in sein Element versetzte Thier hinten am Boot zu befestigen. Ein kräftiger Stoß und der Stör ist zwar wieder im Wasser, allein er ist gefangen — angekettet.

Der Gefangene ist ein prächtiger Geselle — bei einer Länge von 3 Metern mag er wohl seine 250—300 Pfund wiegen. Was wunder, daß um den Mund des Fischers ein vergnügtes Lächeln spielt.

Kein gefangener Stör wird eher wieder über Bord gesetzt, ehe nicht vermittels eines kleinen Handbohrers untersucht ist, ob der Fisch ein Rogner oder ein Milchner, d. i. ein Weibchen oder ein Männchen ist. Wir werden später den Grund kennen lernen, warum der Fischer so großes Interesse am Geschlecht des Thieres zeigt.

Nicht immer zeigt sich der Fisch bei seinem Fange so ruhig. Gar harten Kampf muß häufig der Fischer bestehen, um das das Wasser mächtig schlagende Thier ins Boot hinein zu bekommen.

Das Netz wird jetzt wieder in Ordnung gebracht, und nicht selten glückt's dem Fischer, in einer „Tid“ noch ein- oder gar mehreremale einen Fang der Tiefe zu entreißen.

Doch nicht immer ist der Fischer so glücklich. Gar manchmal muß er seine Netze einzuziehen, und nichts, garnichts ist hineingegangen, als tausende und abertausende von kleinen Krabben (Krebjen), die wie höhnend auf dem Boden des Bootes herumpringen. Auch passiert es häufig, daß das ausgelegte, auf dem Grunde des Stromes hintreibende Netz sich in einem dort befindlichen fremden Gegenstand verfangt, es

„hakt“, und nicht nur die Stellung des Netzes wird verdorben, sondern häufig bedarf es harter, langweiliger Arbeiten, zu welchen sogar oft die auf andern Booten befindlichen Kollegen durch Hochstellen der Ruder zur Hülfe herbeigerufen werden müssen, um das Netz zu lösen. Trotz aller Hülfe gelingt es aber mitunter doch nicht, das Garn frei zu bekommen, und in diesem Falle bleibt nichts übrig, als das Netz straff am Boote zu befestigen und abzuwarten, bis das Wasser steigt. Sobald dieses geschieht, drückt letzteres von unten dermaßen auf das Boot, daß das Garn reißen muß und auf diese Weise frei wird.

Auch bei schlechtem Wetter, bei Regen oder starkem Winde ist die Störfischerei kein Vergnügen. Wie wird da das Wasser aufgewühlt, daß das kleine Boot wie eine Kuschale herumgeworfen wird. Wie muß da gerudert werden, um nur in der Nähe des treibenden Netzes bleiben zu können. Da müssen weiter die zusammengeschlagenen Enden des Garns ausgerudert werden — kurzum, bei schlechtem Wetter ist's ein trauriges Gewerbe. Wie manch' kräftiger Fisch erschallt, wenn der Fischer die Netze einzieht und sieht, daß ein Stör „durchgegangen“ ist, d. h. mit seinem scharfen, keilförmigen Rücken einige Maschen des Netzes zerschnitten hat.

Auch manches Opfer wurde schon unter den Fischern vom Strome gefordert, und wie viele von ihnen wurden eine Beute der tüchtigen Wellen! —

Auch hat die Fischerei für die Gesundheit der Beteiligten ihre Nachteile. Besonders stark leidet das Augenlicht der Fischer. Das anhaltende Hinschauen auf den Stand des Netzes, während die gebrochenen Sonnenstrahlen von der glühenden, wogenden Wasserfläche zurückgeworfen werden, veranlaßt Schwächung und Schädigung der Sehorgane, ja zieht mitunter Erblindung nach sich.

Nicht immer, wenn etwas ins Netz gegangen, ist es der so sehnlich herbeigewünschte Fisch. Virgt doch die Tiefe hier schon so mancherlei Ungeheuer, die, der salzigen Flut des Meeres entstiegen, hier im Elbstrom gewissermaßen ihre Sommerwohnung aufgeschlagen haben. Noch nicht lange ist es her, als ein Fischer, der im Glauben, daß ein Fisch sich in sein Netz verwickelt habe, voller Freude dasselbe hoch nahm. Als er nun aber anstatt des erwarteten Störs plötzlich ein schwarzes Ungetüm der Flut entsteigen sah, welches ihn mit lautem Prusten begrüßte, ließ er voller Schreck und mit dem Ausrufe: „Herrgott, der Däwel!“ sein Netz, und mit diesem das ihm so schreckliche Ungeheuer, wieder ins Wasser fahren. Erst nach einer Weile nahm er sich das Herz, das Netz wieder zu heben. Er mochte sich während der Zeit, trotz der schaurigen Sage vom Teufel in der Elbe, die in jener Gegend von Mund zu Mund geht, doch wol überlegt haben, daß der Teufel schmerzlich die Wasser der Elbe zum Aufenthalt gewählt haben dürfte. — Was entdeckte unser Freund nun in dem Ungetüm, welches wiederum, verwickelt in die umstrickenden Maschen des Netzes, an die Oberfläche kam? Es war eine Robbe, ein Seehund, der nach Hamburg verkauft, dort als eines jener sabelhaften Meerungeheuer ausgestellt wurde, die, „halb Weib, halb Fisch“, wie es in den Reklamen heißt, dazu bestimmt sind, als Zugstück irgendeiner obsturen Thierausstellung zu dienen.

Auch der Delfin, diese kleinste Art der Wale, ein garnicht feltener Elbbewohner in dieser Gegend, verirrt sich zuweilen in das nicht für ihn bestimmte Netz. Da sich derselbe zur Tranfabrikation sehr gut verwerten läßt, so wird auch solcher Fang von den Fischern ganz willkommen geheißen.

Unterdes ist es Zeit geworden, das Netz einzuziehen. Die Flut hat dasselbe, welches vorhin stromabwärts trieb, schon ein ganzes Stück wieder stromaufwärts gesetzt. Das Netz wird hereingeholt, die eine „Tid“ ist vorbei, und unser Fischer fährt frohlich zu seiner Zolle zurück. Kann er doch die erste Frage seiner Angehörigen bei der nächsten Zusammenkunft: „Wat fang'n?“ — etwas gefangen? — mit einem freudigen „Ja!“ beantworten. (Schluß folgt.)

**Der Opferaltar auf dem Ruffhardt.** (Bild Seite 116.) Im nordwestlichen Winkel Bayerns, auf den sanften Bergkronen des Fichtelgebirges und der sumpfigen Niederung des Frankenswaldes, hausten in uralter Zeit die Stämme der Semnonen und Hermunduren. Diese Naturmenschen spürten in der sichtbaren Welt ringsumher, in Berg und Thal, in Wald und Feld, in Luft und Wasser das Walten geheimnißvoller Mächte und verpersönlichten diese verborgenen Naturgewalten in ihren Göttergestalten. Der römische Schriftsteller Tacitus erzählt in seiner „Germania“, der einzigen christlichen Kunde aus jener Zeit, die leider nur in Bruchstücken auf uns gekommen ist, daß die Semnonen es der Ehre der Himmlichen für unwürdig erachtet hätten, sie in Mauern einzuzuwängen und es deshalb bei ihnen keine Tempel gegeben hätte. An besonders schönen, stillen und erhabenen Orten des Waldes ist die Sage geboren, welche die Götter, Sinnbilder der Naturkräfte, und die Niesen, Zwerge, Kobolde und Esen, diese Verkörperungen menschlicher Leidenschaften, in der Phantasie des Menschen wachrief. Unter uralten Vämmen, am sprudelnden Quell oder auf hoher Felsenklippe, wie es unser Bild zeigt, hatten unsere Vorfahren ihre Opferstätten, da suchten sie den vermeintlichen Zorn ihrer Götter zu befänstigen. Meist stöß zu deren Ehre das Blut geschlachteter Pferde; nicht selten traf das Messer des Opferpriesters den gefangenen Feind. Da unsere Vorfahren eine Abneigung hatten, in Städten und Dörfern zusammenzuleben, zuweilen aber doch die Notwendigkeit an sie herantrat, die

Zusammengehörigkeit der Stämme in streitigen Gemeinbeangelegenheiten oder bei drohender Kriegsgefahr darzutun, zu dem Zweck es aber weder Rathhäuser noch Marktplätze gab, so wählte man dazu die Opferstätten. Die altgermanische Sitte, eine Volksversammlung mit einem Opfer zu heiligen, ist eines jener Kulturelemente, die keineswegs mit dem Christentum untergingen, sondern vielmehr, mit demselben sich verschmelzend, das eigentliche Wesen des Mittelalters ausmachten. Aus dem Opfer wurde später die Messe und daher heute noch die Messe die Benennung für die Viertelsjahrmärkte in Leipzig, Frankfurt und Braunschweig. Aber auch die alten Göttergestalten gehen als Wächtern im Fichtelgebirge, eigentlich Wichtelberg, noch immer um die Opferstätten, wie mancher Köhler und Hirte gesehen haben will. Allenthalben im Fichtelgebirge wiederholt sich die Sage, von goldenen Höhlen, Kapellen, Kirchen u. s. w. im Innern der Berge. Sie tun sich zu gewissen Zeiten auf, meist zur Sommerjonneneinde, und Menschenkinder, die in sie geraten waren, angelockt von den Schätzen, die ihnen entgegengestraft, wurden, wenn sie zu lange in der Halle verweilt, einjähriglang eingeschlossen. Eine Mutter vergaß ob der Reichtümer ihr Kind und ließ es zurück; sie fand es am nächsten Sommerjonneneinde, als der Berg abermals offenstand, unverfehrt wieder. Das ist die Sage, in welcher der Kreislauf des Jahres erscheint; die Mutter ist die Natur, das Kind die Fruchtbarkeit, die den Winter über im Erdenhohle schlummert; die Erdgöttin hat das Kind zu sich genommen. Die Menschengestaltung der schaffenden Kraft, der Spenderin aller Gaben und Wohlthaten, an denen das Menschengeschlecht sich nährt und lebt, ist ein Seitenstück von dem von uns in Nr. 3 d. J. erzählten, durch Vols's Tücke und Verrat herbeigeführten Tod des Baldur, einer Allegorie des Wechsels der Jahreszeiten. Nachdem wir die gewonnenen Ergebnisse der Altertumsforschung, wie sie sich als Gedanken und Empfindungen unserer Vorfahren in dem reichen Schätze der deutschen Sage ansprängen, im allgemeinen angedeutet haben, wollen wir uns den Schauplatz unseres Bildes, den Opferaltar auf dem Ruffhardt, ansehen. — Unmittelbar am Fuße des höchsten Punktes des Fichtelgebirges, des 1016 Meter hohen Schneebirg, streicht der Centralstod des Fichtelgebirges in mäßiger Erhebung nach Süden. Eine der gewaltigen Steinbildungen, der Ruffhardt, ist ein fast unvergängliches Denkmal heidnischen Opferdienstes. Er gehört zu den sogenannten Schalensteinen, Granitblöden mit einer oder mehreren muldenförmigen Vertiefungen, welche außerdem noch im Speßart, in der Eifel, auf dem Snähättan in Schweden-Norwegen, sowie in den Graniterhebungen Indiens und Nordamerikas vorgefunden werden. Der Ruffhardt trägt tiefe, gewaltige Felsen, deren Lagerung eine ansehnliche, gegen 30 Schritt lange Höle geschaffen hat und deren Wölbung aus lodernen Steinen so fahn gefügt ist, als hätte sie ein mit der Baukunst Vertrauter aufgerichtet. Den obersten Schalenstein, einen Block von 40 Kubikmetern im Umfang, scheint der Riesenarm eines Himmelsstürmers hinaufgewälzt zu haben, um die Dauerhaftigkeit der Hölenwölbung zu prüfen. Er enthält neue Vertiefungen, welche auf seiner ovalen Platte in der Weise verteilt sind, daß die größte von den übrigen kreis- oder bogenförmig umschlossen wird. Eins dieser Becken endet in einer Auslauftrinne. Daß diese Aushöhlungen von Menschenhand entstanden sind, kann keinem Zweifel unterliegen. Dieselben sind senkrecht, mit scharfen Rändern in das Gestein eingeschnitten, was die Annahme einer Auswitterung nicht zuläßt, wogegen übrigens schon die wohlberechnete Einteilung spricht. Da in den Vertiefungen immer Wasser steht, nennt sie das Volk des Teufels Barbierschüsseln. Die Höle und die neun Schüsseln sollen uns zur Erklärung des Götterdienstes auf dem Ruffhardt eine Handhabe bieten, denn sie sind die einzigen stummen Zeugen des blutrünstigen Treibens, das die Priester zur Aufrechthaltung ihres Ansehens und zur Ausbeutung des Volkes hier in Szene setzten. Die Vertiefungen auf dem Opferstein des Ruffhardt, sowie die auf den benachbarten sogenannten Teufelsstein von Epprechtstein, Waldstein, Burgstein und Haberstein lassen ihren Zweck so deutlich erkennen, daß ein Zweifel nicht darüber aufkommen kann, es seien hier Menschenopfer gebracht worden. Die schon oben erwähnte geräumige Höle mit der tiefen geschwungenen Wölbung galt als Forze zur Unterwelt oder als Wohnung der Göttin Hel, woraus später die christlichen Priester das Wort Höle gebildet haben mögen. Die Vertreterin der Göttin Hel bei der Uebernahme der Seelen der Abgeschiedenen hieß Menglada. Sie waltete ihres Amtes mit neun wohlthätigen Jungfrauen. Die Edda, ein isländisches Sagenbuch, die einzige zuverlässige Quelle über die Gebräuche beim Opferdienst bezeichnet Menglada's bergiges Heim als einen Riesenfuß, dessen Gürtung aus des Lehmriesen Gliedern, also aus Felsen, erbaut und so stark gestützt ist, daß sie stehen wird, solange Leute leben. Ihre neun Dienerinnen heißen die kranke Menschheit, weshalb ihnen geschlachtet wurde an geweihtem Ort. Ein solcher geweihter Ort, der Hyslaberg der Edda, war auch der Ruffhardt, dessen neun Schüsseln das Blut der den neun Jungfrauen dargebrachten Opfer aufnahm. Von dem heiligen Haine der Semmonen, der heute noch nicht völlig ausgerodet ist, wovon auf unserem Bilde die stattlichen Föhren und Fichten Zeugnis geben, berichtet Tacitus, daß seine Umsriedung bloß nur aus einer Schnur bestanden habe, um dünne Haselstäbe gezogen. Nur gefesselt durfte man den geweihten Boden des Haines betreten, weil dem Menschen in der Nähe der Gottheit unbedingte Unterwerfung gezieme. Das Befragen der Götter mag damals ebenso einträglich gewesen sein, wie der spätere Ablassschwindel. Die Obrigkeit ging mit den Priestern Hand in Hand, denn nur die Abgesandten des Volkes hatten das Recht, sich im heiligen

Haine zu versammeln, um Rat zu pflegen, Recht zu sprechen und Entscheidungen über Krieg und Frieden zu treffen. Reges Leben mag oft den Opferaltar auf dem Ruffhardt umflutet haben, als hier noch die Siedhen Heilung und die Unterdrückten Rechtsschutz suchten. Heute ist der Altar verödet und in der weiten Waldwüsten ist es still und einsam geworden, nur der Zauber der großartigen Landschaft ist geblieben.  
Dr. M. T.

**Grottenwohnungen der Zigeuner auf dem Monte sacro in Granada.** Unsere heutige Illustration (Seite 117) zeigt uns eine häusliche — wenn dieser Ausdruck hier am Platze — Niedertassung jener Menschenrace, die den auf ihre Weiterbildung und Ver menschlichung verwandten Scharfsinn ihrer sogenannten civilisirten Mitmenschen bisher nicht minder erfolgreich verpottet hat, als die Rothhäute in den Prairien Nordamerikas. Nur ist der Zigeuner denen, die ihn zur Kultur heranziehen wollen, nicht ganz so gefährlich wie der mordlustige Indianer, denn er ist doch meist den Völkern, welche er vorübergehend oder dauernd mit seiner Gegenwart beehrt, nur dadurch lästig, daß er sich meist als unver schämter Bettler und Spießbube zeigt. In einigen Gegenden, wie in Ungarn, Siebenbürgen und Montenegro treibt er sogar leichte Gewerbe, als Rothhäuten, Viehzucht, Kessel- und Pfannenflüder, verfertigt allerhand Holzgeräthe oder übt seine Lieblingsbeschäftigung, das Schmiedehandwerk, aus. Daß es der Zigeuner in der Kultur nicht weiter gebracht, wird auch für ihn aus seinem eigentümlichen Charakter abgeleitet. Doch dürfte der Unverstand, welcher ihm die in Europa übliche Kultur mit Gewalt aufzwingen wollte und der Aberglaube, mit dem er von den verschiedensten Völkern noch heute betrachtet wird, ebenso viel Schuld an der Erfolgslosigkeit der Civilisationsbestrebungen haben, die man bisher an dieses allgemein bekannte Nomadenvölkchen verschwendete. — Verbreitet sind die Zigeuner über ganz Europa, den größten Teil Asiens und einige Strecken Afrikas. Benannt werden sie sehr verschieden; biblischen Behauptungen folgend, nennt man sie auch Ägypter, Pharaonen und in Spanien Gitanos. In Frankreich gelten sie für Böhmen (Bohémions). Die Namen, welche sie sich selbst beilegen, lauten in deutscher Uebersetzung auf Menschen, Menschenkinder, Menschenwolf hinaus. Ueber ihren Ursprung hat man lange die verschiedensten Meinungen gehegt, doch ist man heute darin einig, daß ihre Wiege in Indien gestanden. Ihre Sprache hat infolge ihres Lebens unter den verschiedenen Völkerschaften zwar mannichfache Umbildung erfahren, ist aber im Grunde gleichartig. Ueber ihr erstes Vorkommen sind die Meinungen noch getheilt, hingegen wird ihr erstes Auftreten im westlichen und nördlichen Europa allgemein auf 1417 angenommen, wo sie in Ungarn, Böhmen und Deutschland an der Nord- und Ostsee zuerst ankamen. 1418 waren sie in Meisen, Hessen und der Schweiz und 1422 passirten sie Bologna auf einem Zuge nach Rom. In Frankreich tauchten sie gleichfalls 1417 auf; 1419 waren sie in der Provence und 1427 hielten sie ihren feierlichen Einzug in Paris. Hier war es ein Häuptling, der sich Graf nannte, welcher am 17. August genannten Jahres mit 10 Männern und 80 Frauen zu Pferde einrückte, allgemeines Erstaunen hervorruhend. In Italien erschienen, nachdem 1417 in dem sich damals bis an das Schwarze Meer erstreckende Fürstentum Moldau viele tausende angekommen, im nächsten Jahre bereits 18 000. Große Massen wandten sich zugleich nach Polen und Rußland. Wesentliche Unterstützung fand ihr Auftreten in den abergläubischen Anschauungen der damaligen Zeit, die sich die Eindringlinge, schlau wie sie sind, bald zu Nutzen machten, indem sie angaben, sie seien auf mehrjährigen Pilgerfahrten begriffen und Geleitbriefe vom Papst, Kaiser und sonstigen Herren aufzeigten, wofür ihnen die gläubigen Christen bereitwilligst Unterstützung angedeihen ließen. Die damalige politische und religiöse Zerfahrenheit in Europa kam ihnen zu statten und trug trefflich zu ihrem Bleiben bei. Ein Forscher auf diesem Gebiet, Prof. A. Vols, schreibt, nachdem er die damaligen Verhältnisse charakterisirt: „In diese Zustände schlichen sich die Fremdlinge rasch und fast überall mehr oder weniger fest hinein. Kein Wunder, wenn dieselben vorzugsweise geeignet waren, ihre angeborenen schlechten Anlagen zu voller Blüte und Tätigkeit zu entwickeln. Als man sich über die Zigeuner klar wurde, war es, wie gesagt, zu spät.“ Hat der Herr Professor recht, so ist man sich über die Zigeuner nie recht „klar“ geworden, denn wenn sie ihre angeborenen schlechten Anlagen erst unter den nichts weniger als guten Verhältnissen Europas entwickelten, diese Verhältnisse aber denn doch einigermaßen den Weg zum Besseren eingeschlagen haben, trotzdem auch die jetzt auf ihre Kultur so stolzen Nationen, wie allgemein bekannt, von Haus aus mit nicht minder geringfügigen Verstandsanlagen und schlechten Charaktereigenschaften ausgestattet waren, als die Zigeuner, so muß man schlechterdings bei seinen Civilisationsbestrebungen, dem Zigeuner gegenüber, nicht die Mittel angewandt haben, wie sonst üblich. Und man wände dann auch, als „man sich klar wurde“, alle jenen Maßregeln an, die damals im Schwange waren, d. h. „man hegte sie wie Wild, hing sie zu Massen auf, wo man sie traf, peitschte, folterte, verbrannte sie; kurz, kein Mittel schien zu schlecht, sie zu vertilgen.“ Freilich war das alles nutzlos, denn ihre Schlaueiten und ihre Widerstandsfähigkeit gegen jedes Klima, ihre Genügsamkeit und endlich ihre schnelle Vermehrungsfähigkeit bestiegten doch alle die Verfolgungen. Sie blieben und sind noch, aber sie sind schließlich zu Parias der Gesellschaft geworden, die vorläufig noch viel weniger Hoffnung haben, in ihrer Lebensstellung eine

höhere Stufe einzunehmen, als ihre Schicksalsgenossen anderer Volksstämme. So erzählt ein Beobachter, daß die Zigeuner in Montenegro ständigen Wohnsitz einnahmen und außerdem kein von den Eingebornen wesentlich unterschiedenes Leben führten. Wo diese Unterschiede statt haben, ist wol der Grund darin zu finden, daß man sie von manchen Rechten ausschließt und es z. B. auch für unstatthaft gilt, sich mit einem Zigeuner oder einer Zigeunerin zu verheiraten. Kein Wunder, wenn sich bei den letzteren infolge dessen ihre Raceeigentümlichkeit erhält, trotzdem sie die meisten Gebräuche der dortigen Einwohner angenommen. Die Ausübung der Schmiedekunst hält der Montenegriner für eine Erniedrigung, weil dieselbe dort nur von den Zigeunern ausgeübt wird. Als nun die Regierung seiner Zeit eine Waffenfabrik in Nikla errichtete, mußte sie förmlich Zwang anwenden, um nur wenigstens die ärmsten Waisenkinder zu Lehrlingen heranzuziehen. Vor noch gar nicht langer Zeit wollte auch kein Montenegriner mit diesen gefährlichen Schmieden auf einem Friedhof begraben sein, weil derjenige, der die Nägel geschmiedet, mit denen Christus ans Kreuz geheset worden, nur ein Zigeuner gewesen sein könnte. Sind nun nach den beschränkten Anschauungen dieser biederen Montenegriner alle Schmiede Zigeuner, so sind die Söhne des schwarzen Berges keinesfalls fähig, die Zigeuner zu civilisiren, denn dazu gehört denn doch etwas mehr als diese — Naivetät.

In den österreichischen Staaten versuchte die Kaiserin Maria Theresia sie zu Bürgern zu machen; ihre üblen Gewohnheiten wurden verboten. Die erste Verordnung von 1768 blieb jedoch ohne Erfolg und man griff 1773 zu Gewaltmaßregeln, indem man ihnen die Kinder wegnahm, um sie zu Christen zu erziehen, doch war dies erst recht ohne günstige Folgen. Josef II. ging 1782 milder vor, aber wie so vieles, was dieser beste der Habsburger Gutes geschaffen, später vernichtet wurde, so auch das in Bezug hierauf geschaffene. Auch in England und Preußen hat man Erziehungsanstalten für die Zigeuner gegründet, doch ist in letzterem Staat das betreffende Institut (Friedrichslohra bei Nordhausen) 1837 eingegangen. Man sagt, daß sich der Zigeuner unter Menschen, die eine niedrige Bildungsstufe einnehmen, am wohlsten fühle, und daß er auch dort am wenigsten zur Last falle. Das ist vielleicht auch der Grund, daß sein Stamm in Spanien 40—50 000 Seelen zählt. An Verfolgungen hat es ihm in dem klossischen Land der Kegerverbrennungen natürlich nicht gefehlt. 1499 wurde ihnen durch Gesetz bei Strafe der Landesverweisung befohlen, sich in bestimmten Städten niederzulassen; dies wurde 1539 wiederholt, wer von ihnen als Bagabund getroffen wurde, sollte sechs Jahre auf die Galeere. Unter Philipp II. durfte keiner ohne obrigkeitliche Erlaubnis auf Messen und Märkten etwas verkaufen, Philipp III. befahl ihnen, binnen 6 Monaten Spanien zu verlassen, jeder rückkehrende Gitano sollte mit dem Tode bestraft werden. Einige konnten bleiben, wenn sie sich in Städten von mindestens 1000 Feuerstellen ansiedelten, aber es ward ihnen unterlagt, sich Egyptianer zu nennen und deren Sprache zu reden. Philipp IV. verbot ihnen jeden Handel, verweist sie in besondere Stadttheile und verbietet ferner die Bezeichnung Gitano. Zugleich werden ihre Tänze, das Tragen von Feuerwaffen, die Ausübung des Schmiedehandwerks und der Besitz von Pferden verboten. Maultiere und Esel sind gestattet und ferner sollen sie Ackerbau treiben. Aber alle diese Verbote haben nichts fruchtbar, selbst die grausamsten Maßregeln zu deren Durchführung haben die Zigeuner nicht vertrieben. Die meisten leben armseelig, von den Spaniern verachtet, doch sollen sie den Haß reichlich zurückgeben. Des Wortes machen sie sich weniger schuldig als des Bettelns und Stehlens, doch erzählt man hier auch Ausnahmen. Sie sind gewandte Röhnhändler, scheeren Pferde und Maultiere, während die Mädchen Tänzerinnen und die Weiber Wajragerinnen sind. Am zahlreichsten sind sie in Andalusien, namentlich in Granada. Hier ist der Monte sacro — d. h. der heilige Berg, welcher seinen Namen von den vielen Knochen der Heiligen, die man hier gefunden haben will, bekommen — ihr liebster Aufenthaltsort. In Grotten und Höhlen, von denen der Berg durchlöchert ist, hausen die in dieser Beziehung genügsamen Gitanos. Unser Bild, von dem berühmten G. Doré, der dieses Völkchen des öfteren besuchte, gezeichnet, veranschaulicht das von dem Zigeuner gern geübte süße Nichtstun, sowie seine Verklumptheit deutlich genug. Auch die gleich nach seinem Lieblingsstier, dem Pferde, im Werte folgenden Schweine, hat der Stiff des Künstlers zur Belebung dieser Szene, vielleicht auch symbolisch, in den Vordergrund gestellt. — Die Gitanos in Granada haben olivenbraune Hautfarbe, schwarze, lange und krause Haare und etwas aufgeworfene Lippen. Sie sind meist klein von Gestalt mit hervortretenden Backenknochen und sind von sehr lebhaftem Naturell. Die Weiber sind schlank und fein von Wuchs und, wie man behauptet, zum Teil blendende Schönheiten. Große schwarze Augen, rabenschwarzes Haar und blendendweiße Zähne zeichnen sie aus. Unvergleichlich schön

werden ihre Tänze geschildert. Doch führen sie den ächten Zigeunertanz nicht in den Gasthöfen aus, sondern nur auf dem Monte sacro, wo ihn auch Doré mit ansah. Sie heiraten sehr früh, mit 14 und 15 Jahren, und zwar beruht die Ehe meist nur in der Uebereinkunft der dabei Beteiligten; auf Blutsverwandtschaft werden keine großen Rücksichten genommen. Religion wird ihnen allgemein abgesprochen, sie sind Muhamedaner unter den Muhamedanern und Christen unter den Christen, d. h. sie eignen sich manche Lebensgewohnheit derer, unter denen sie leben, an. Der Zigeuner liebt den Branntwein und noch mehr den Tabak. — Die Angaben über die Kopfszahl der Zigeuner in Europa sind schwankend. Nach einigen beträgt dieselbe nur zwischen  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{2}$  Million, nach andern 1 Million. Für England und Schottland hält man die Zahl von 18000 für zu hoch; Oesterreich besitzt 97000; Moldau und Walachei besitzen soviel wie die Türkei, und zwar 200 000; Deutschland und Frankreich zählen eine geringe Menge im Vergleich zu der großen Anzahl in Spanien. Für Afrika nimmt man 400 000, für Indien 1 500 000, für den übrigen Teil Asiens 2 Millionen an. Nach anderen Schätzungen soll aber die Gesamtzahl von 5 Mill. für die alte Welt gleichfalls zu groß sein. art.

### Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Amerikanische Zeitungen berichten von einem Eisenbahnkunststück, einzig in seiner Art. Schon bei dem Bau der Pacificbahn (Newport-San Francisco) leisteten die Amerikaner Staunenerregendes, indem sie pro Tag eine englische Meile bauten. Uebertroffen wird diese Leistung womöglich durch die leghin in einem Tage erfolgte Aenderung der Spurweite von 224 englischen Meilen (358 Kilometer, eine Strecke, wie von Berlin nach Bielefeld) Bahn zwischen Leavittsburg und Dayton (Eriebahn). Bisher hatte diese Bahn noch die breite Spur, und es handelte sich darum, sie auf die Normalbreite von 1,44 Meter zu bringen. Selbstverständlich waren alle Werkzeuge und sonstigen Hilfsmittel vorher auf der Strecke verteilt, sodas die in Abtheilungen von je zehn Mann eingeteilten Arbeiter nur darnach zu greifen brauchten, und es wurden letztere kurz vor Beginn der Arbeit bis dicht an die betreffende Arbeitsstelle gefahren. Nachdem der letzte „Breitspurzug“ vorbeigefahren war, gingen die Arbeiter um 4 Uhr nachmittags ans Werk, und andern Morgens um 9 Uhr 30 Minuten war die Riesenaufgabe gelöst, wobei freilich zu beachten, daß das Geleise in Amerika in der Regel nicht so kunstvoll befestigt wird, wie in der alten Welt. Um 2 Uhr nachmittags, nachdem alles revidirt worden, ging der erste „Schmalspurzug“ mit geänderten Wagen und Lokomotiven ab und befuhr die Bahn mit einer Schnelligkeit von 80 Kilometern in der Stunde. I.

Zauberrunen auf unsern Dächern. Unsr germanischen Vorfahren glaubten den Sturmwind zu verjöhnen, indem sie mit Zauberrunen betrikelte Rindenstücke auf die Gipfel der Bäume steckten. Der Frankenkönig Karl, bekanntlich ein Todfeind der heidnischen Gebräuche, konnte diese Sitte nicht ausrotten und wandelte deshalb die Rindenstreifen in Wetterfahnen um, wie wir sie heute noch auf unsern Hausdächern sehen, ein Beweis, daß die Kinder des Aberglaubens ein zähes Leben haben. I.

Singende Fische sind nach einem amerikanischen Blatte von einem dänischen Naturforscher (Sorenssen), welcher lange in Südamerika gelebt hat, entdeckt worden. Der die Töne gebende Apparat der Fische soll in dem einzigen Luftreservoir liegen, welches dieselben besitzen, nämlich in der Schwimmblase, welche bei den musikalischen Fischarten einen wirklichen Vokalapparat enthalten soll. -z-

Ein geknüpfter Teppich. In der im Sommer 1880 in Leipzig stattgefundenen Ausstellung der deutschen Wollenindustrie befand sich unter anderem ein  $9\frac{1}{2}$  Quadratmeter großer Teppich, der nicht weniger als 1231 200 mit der Hand geknotete Fäden enthielt. An der Herstellung des Teppichs hat ein Mädchen 250 Tage gearbeitet. Der ausgestellte Teppich ist das erste Exemplar dieser Art, welches überhaupt in Deutschland gefertigt worden ist. -z-

Ein seltenes Schreibkunststückchen hat im vorigen Jahre ein Theilnehmer an dem in Vendahl bei Esferfeld abgehaltenen Schwimmfest ausgeführt. Derselbe, ein ebenso geschickter Stenograph als tüchtiger Schwimmer, nahm die zur Eröffnung des Festes gehaltene Ansprache im Wasser, auf dem Rücken schwimmend, stenographisch auf! — Eine derartige Fuß- und Handgymnastik dürfte wol „noch nicht dagewesen“ sein. -z-

Inhalt. Die Schwestern, Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Ueber die geistigen Gesehe, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist. — Heinrich Heine. Ein Lebens- und Charakterbild, von Dr. M. Vogler. — Mein Freund, der Klopsgeist. Eine Spiritisten-geschichte aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, von H. E. (X). — Störjang in der Elbe (Fortsetzung). — Der Opferaltar auf dem Ruffhardt (mit Illustration). — Grottenwohnungen der Zigeuner auf dem Monte sacro in Granada (mit Illustration). — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.